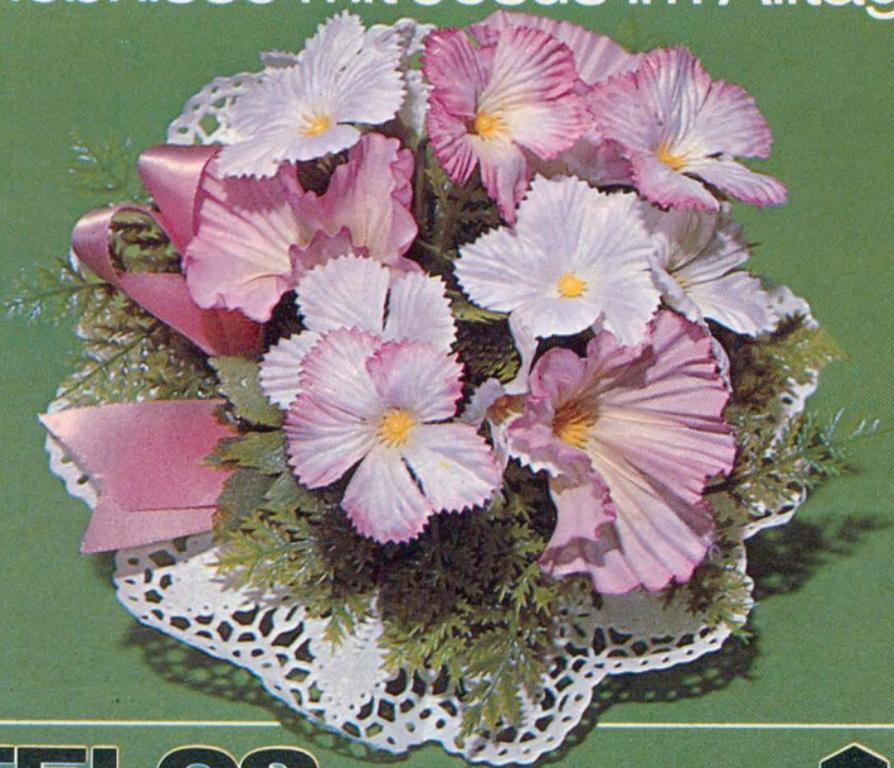


Gott mag dich

Erlebnisse mit Jesus im Alltag

Anton Schulte/Herbert Müller (Hrsg.)



TELOS



Anton Schulte/Herbert Müller (Hrsg.)

Gott mag dich

Erlebnisse mit Jesus im Alltag



BRENDOW VERLAG

ISBN 3 87067 133 5

TELOS-Taschenbuch Nr. 297

© 1980 by Brendow-Verlag, D-4130 Moers 1

Umschlag- und Innengestaltung: Jürgen Jurgowiak

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Zur Einführung

1. Von Jamaika bis Singapur

Begegnung mit Christen in aller Welt

| | |
|--|----|
| Gerd Rumler: Die Brücke von Lo Wu | 9 |
| Margret Schneider: Bei den Frauen von Wangaratta | 15 |
| Irmgard Nusch: Azaina | 19 |
| Margret Schneider: Ein Abend in Paris | 20 |
| Konrad Eißler: Vorübergehend geschlossen | 22 |
| Inge Bürklin: Weihnachten in Jamaika | 23 |
| Konrad Eißler: Besuch in Rio Septembro | 27 |
| Anton Schulte: Wiedersehen mit Spanien | 31 |

2. Zwischen Werkbank und Waschmaschine

Auseinandersetzung mit dem Alltag

| | |
|---|----|
| Ilse Thränhardt: Die Patientin auf Zimmer 9 | 35 |
| Gerhild Wahl: Handeln Sie lieber mal wie Jesus! | 37 |
| Gerhild Wahl: Unerwünschter Abschleppdienst | 40 |
| Gerhild Wahl: Bitte, anschnallen | 42 |
| Gerhild Wahl: Ich kündige! | 45 |
| Catherine Marshall: Im Segen steckt die Kraft von Dynamit | 47 |
| Herbert Müller: Können Sie außer Beten sonst noch was? | 51 |
| Gerhild Wahl: Auch Lehrer machen Fehler | 53 |
| Hein Lüscher: Ein Arzt begegnet einer neuen Therapie | 55 |
| Anni Falk: Ich habe Maria noch nie gemocht | 57 |
| Fridrun Silcher: Die »Anderen« haben es viel besser | 61 |
| Ilse Schweizer: Alles was Sie brauchen, ist etwas mehr Gottvertrauen | 63 |
| Ilse Schweizer: Ausgerechnet die! | 65 |
| Ilse Thränhardt: Jeder Tag ist ein Geschenk | 67 |
| Margret Schneider: In allen Schwierigkeiten ist Jesus bei mir | 69 |
| Der Besucher des alten Jim (Aus: »War Cry«, Kenia) | 71 |
| H. B. Brühl: Der alte Fischer | 72 |
| Rudolf Hempel: . . . die ändert nur noch Gott | 76 |
| Gerhild Wahl: Das ungewöhnliche Testament | 79 |

3. Der Himmel auf Erden

Auch in christlichen Familien wird mit Wasser gekocht

| | |
|--|----|
| Paul Deitenbeck: Die Meisterschule der Ehe | 83 |
| M. J.: Warum gleich »auf die Palme gehen«? | 88 |

| | |
|--|-----|
| Marianne Zink: 11 Kinder suchen eine Mutter | 90 |
| Lotte Bormuth: Mama! Ich kanns wirklich nicht bezahlen! | 93 |
| Gerhild Wahl: »Gott sei Dank« daß nicht mehr passiert ist! | 96 |
| Gerhild Wahl: Ach bitte, schenk mir doch den kleinen Hund! | 99 |
| Marianne Zink: Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen | 101 |
| Marianne Zink: Wo Gott eine Tür aufhält, dürfen wir sie nicht zumachen..... | 105 |
| Marianne Zink: Danke, daß ich dir das sagen kann | 107 |

4. Hallo, Peter!

Junge Leute heute

| | |
|---|-----|
| Gerhild Wahl: Besser heute, als in einem Jahr | 110 |
| Ilse Thränhardt: Zu schick fürs Neue Testament..... | 114 |
| Ausgerückt | 116 |
| Wolfgang Dünnebeil: Schluß mit der Bevormundung | 120 |
| Lotte Bormuth: Ob die Type wohl spielen kann?* | 122 |
| Christel Looks-Theile: Vor der Operation | 125 |
| Heike Forster: Ich darf leben | 128 |
| Marianne Zink: Ein Brief an Monika | 130 |

5. An der Tür zum Nächsten

Christen missionarisch unterwegs

| | |
|--|-----|
| Gerhild Wahl: Die Tür zum Nächsten darf nicht zuschlagen | 134 |
| Ruth Meineke: Dann ließ ich ihn doch in die Wohnung | 137 |
| Gerhild Wahl: Das Traktat im Morgenzug | 140 |
| Hansjürgen Eichblatt: Gott gab mir eine Chance! | 142 |
| Jöm André: Jetzt wohnt Natascha bei uns | 147 |
| Ernst Jung: Gespräch am Würstchenstand | 149 |
| Margret Schneider: Sie werden erwartet | 152 |
| Lotte Bormuth: Ein Sack voll Mais* | 154 |

| | |
|---------------------------------|------------|
| Stichwort-Register | 158 |
|---------------------------------|------------|

* Wir danken Autorin und Verlag für die Freigabe dieser beiden Artikel. Sie erscheinen im Frühjahr 1981 in dem Telos-Band »Ich staune über Gottes Führung«.

Zur Einführung:

Erlebnisse mit Jesus im Alltag

Ein Christ muß seine Mitmenschen – Christen wie Nichtchristen – immer wieder daran erinnern: »Gott ist dir nahe« – »Gott liebt dich!« – »Gott will und kann dir helfen«. Das geschieht in Vorträgen und Predigten, im Gespräch über den Glauben am Gartenzaun, im Bahnabteil und bei unzähligen anderen Gelegenheiten.

Aber wenn Christen über die Bibel reden, wenn sie theologisch argumentieren oder heilsgeschichtliche Zusammenhänge erklären wollen, fällt es ihnen oft entsetzlich schwer, sich vom »innerbetrieblichen christlichen Fachjargon« zu lösen. Obwohl sie Wichtiges zu sagen haben, werden sie nicht verstanden. Beispiele und Illustrationen (verarbeitete Erfahrungen anderer) können dann helfen, die Brücke des Verstehens nicht einstürzen zu lassen.

Zudem vollzieht sich »Reden vom Glauben« in der Regel in der Verbindung mit Sehen und Beobachten. Wenn ich einem Menschen erkläre, daß Gott um ihn besorgt ist, so ist dabei entscheidend, daß Gott selbst mit seiner Kraft solche Rede bestätigt. Die Begleitmusik dazu aber bildet mein Verhalten, die Art, wie ich mich meinem Gesprächspartner gegenüber benehme.

So ist Leben »Verkündigung im Vollzug«. Auch schriftlich festgehaltene christliche Lebenserfahrungen sind Umsetzungen abstrakter christlicher Glaubensinhalte in die vielen kleinen alltäglichen Situationen, die aneinandergereiht unser Leben ausmachen. Denn christliche Existenz – die Erfahrung der Barmherzigkeit und Kraft Gottes – wird vor allem in den kleinen Dingen sichtbar. Dabei kommt die Kraft des Evangeliums auch da zum

Ausdruck, wo der damit Beschenkte versagt, seine Niederlage aber durch Vergebung überwunden wird.

Leben ist Begegnung. Und Leben ist Beispiel. Wir hoffen, daß dem einen oder anderen beim Lesen dieser Berichte – beim Vorlesen, oder wenn sie als Gesprächs- oder Predigtillustrationen benutzt werden – ein neues »Licht« des Evangeliums aufgeht. Daß er begreift und sich darüber freut, daß Gott auch ihm gerade da nahe ist, wo ihn sein Unvermögen bedrückt. Damit die Kraft des Evangeliums in seinem Leben zu immer neuen Auswirkungen kommt und in immer neue Lebensbereiche vordringt.

Die Frage nach der literarischen Qualität solcher Berichte ist oft diskutiert worden. Sie ist wichtig; denn nur da, wo sachgerechte Darstellung gelingt, kann Glaubwürdigkeit entstehen. Dennoch bleibt diese Frage in unserem Zusammenhang nachgeordnet. Auch unsere Begegnungen und Gespräche vollziehen sich auf unterschiedlichen intellektuellen und sprachlichen Ebenen. Manchmal ist uns ein menschlich-schlichter Satz, die derb-unkomplizierte Wiedergabe einer Erfahrung hilfreicher als eine geistvolle Analyse oder ein Austausch auf »höherer« gedanklicher Ebene.

Die hier gesammelten Beiträge sind den zurückliegenden Jahrgängen der Zeitschrift »Neues Leben« entnommen. Sie werden aus Anlaß des 25-jährigen Bestehens dieser Zeitschrift veröffentlicht.

Gerd Rumler

Von Jamaika bis Singapur

1

Begegnung mit Christen in aller Welt

Zwei junge chinesische Christinnen aus Hongkong bringen Bibeln in die Volksrepublik China:

DIE BRÜCKE VON LO WU

Hongkong: 5.00 Uhr morgens

Der Wecker schreckt eine junge Chinesin aus dem Schlaf. Nennen wir sie Nan. Sie wird heute zum erstenmal in die Volksrepublik China reisen. In einem der vielen Warenhäuser, die das kommunistische China in Hongkong unterhält, hat sie sich einen einfachen Anzug besorgt, wie ihn in der Volksrepublik Männer und Frauen tragen. In den Kleidern, die sie in Hongkong anzieht, würde sie jenseits der Grenze zu sehr auffallen.

Begehrte Geschenke – begrenztes Risiko

Neben Kleidungsstücken und anderen Geschenken befinden sich in Nans einfachem Koffer zwei Neue Testamente und zwei Andachtsbücher. Nan hat Verwandte in der Volksrepublik. Sie hat sie nie gesehen, aber die Bande einer chinesischen Großfamilie sind dauerhaft. In Briefen ist angeklungen, daß auch die Verwandten Christen sind. Ausdrücklich um christliche Literatur zu bitten, war nicht nötig; der Mangel ist bekannt.

Und hier kann Nan helfen, ohne in persönliche Gefahr zu geraten. Schlimmstenfalls wird ihr ein übellauniger oder übereifriger Zollbeamter verbieten, ihre Geschenke mit nach China zu nehmen. Die zurückgehaltenen Gegenstände kann sie bei der Ausreise wieder abholen.

Treffen mit Jin

Am Bahnhof der Kowloon-Kanton-Bahn trifft Nan sich mit ihrer Freundin Jin. Jin war bereits einmal in der Volksrepublik. Auch sie hat zwei Neue Testamente in ihrer Reisetasche. Beim letzten Besuch ist sie einer Gruppe junger Christen begegnet, die in einem Hauskreis zusammenkommen. Sie besaßen nicht einmal ein Evangelium. Einige hatten sich ganze biblische Bücher aus einer zerfledderten alten Bibel abgeschrieben. Jin hatte versprochen, für Abhilfe zu sorgen.

Zwei Bibeln pro Mann

Am liebsten hätten Nan und Jin ein ganzes Paket Bibeln mitgenommen, aber das würden die Behörden nicht erlauben. Zwei Bücher pro Fahrt sind die Regel.

Die Mädchen versuchen gar nicht, ihre Bücher zu

verbergen. Angesichts der gründlichen Grenzkontrolle wäre das sinnlos. Auch bietet das leichte Handgepäck, das ihnen erlaubt ist, kaum geeignete Verstecke.

Ein Zug fährt ab . . .

Der neue Bahnhof ist für den derzeitigen Grenzverkehr viel zu groß. Früher fuhr man von hier aus in die etwa 150 km entfernte südchinesische Hauptstadt Kanton. Seit der kommunistischen Machtübernahme endet die Strecke an der Grenze.

Reisegenehmigungen und Fahrkarten haben sich Nan und Jin bereits beim chinesischen Reisebüro in Hongkong besorgt. Auch Geld haben sie bei einer Bank der Volksrepublik eingetauscht.

Als die Tore geöffnet werden, besteigen sie den Zug. Fast alle Mitreisenden sind Chinesen aus Hongkong, nur einige kommen aus anderen Ländern Südostasiens. China zieht sie alle wie ein Magnet an. Nur wenige würden unter dem kommunistischen Regime leben wollen, aber zu Besuchen kehren alle wieder und wieder in das Land zurück, das immer ihre Heimat bleiben wird.

Der Zug strebt der Grenze zu, vorbei an sauberen Bauernhöfen und wohlbestellten Feldern. Noch einmal haben die Mädchen Zeit, ihre geheime Mission Gott anzubefehlen. Dann hält der Zug an der Endstation. Eine holprige Straße führt zu einer überdachten Brücke, die sich über den Fluß spannt.

An der Brücke von Lo Wu

Lo Wu ist ein historischer Ort. Viele Missionare haben von hier aus ein letztes Mal nach China zurückgeschaut, als sie von den Kommunisten ausgewiesen wurden. Nun

passieren zwei junge Christinnen die Brücke in entgegengesetzter Richtung.

Die Reisenden überqueren die Brücke zu Fuß und betreten das noch immer primitive Zoll- und Einwanderungsgebäude. Bewaffnete Soldaten der Befreiungsarmee beobachten sie gleichgültig; achtmal am Tag sehen sie das gleiche Bild.

Zollkontrolle

Im Zollgebäude bilden die Reisenden vor den Kontrolltischen lange Schlangen. Chinesische Beamte durchsuchen alle Gepäckstücke. Jeder Besucher will seinen Verwandten und Freunden soviel Geschenke wie möglich mitbringen; denn in der Volksrepublik sind Kleidung und die meisten Lebensmittel rationiert.

Andererseits weiß man, daß allzu viele Geschenke nicht gern gesehen sind. Schon mancher ist barsch darauf hingewiesen worden, daß China kein Armenhaus sei. Zu viele Geschenke empfindet man als Beleidigung, und dann heißt es: »Lassen Sie die Sachen hier. Bei der Ausreise können Sie sie wieder abholen!«

Allerdings liegt es nicht in der Absicht der Beamten, die Reisenden durch übergroße Strenge von weiteren Besuchen der Volksrepublik abzuhalten. Deshalb benehmen sich die Beamten in der Regel eher kulant.

Durch!

Nan und Jin stehen jeweils am Ende einer Schlange; mit Absicht haben sie sich in verschiedene Reihen eingeordnet. Jin erreicht den Beamten zuerst. Er fragt lediglich nach den Schriften: »Was sind das für Bücher?« – »Das ist meine Lieblingslektüre, Kamerad, ich möchte sie meinen Verwandten mitbringen.« – »Denken Sie etwa,

wir hätten nicht selbst genug zu lesen? Sie werden schon feststellen, daß es Ihren Verwandten an nichts fehlt. Weiter!« Das Mädchen gibt sich Mühe, keine Eile zu zeigen. Dankbaren Herzens packt es seine Koffer wieder ein und trägt sie zu dem wartenden Zug hinüber.

Ihre Freundin erreicht den Zollbeamten als letzte. »Wieviel Kleider und Wäsche haben Sie bei sich?« fragt er lediglich, als er mit der Hand suchend in ihre Tasche faßt. Ein Wink – sie ist durch. Die beiden Neuen Testamente und die Andachtsbücher liegen unberührt auf dem Boden ihrer Reisetasche.

Ende einer Dienstfahrt

Zehn Tage später kehren die beiden Mädchen nach Hongkong zurück. Ihre Reise ist beendet, die damit verbundene Mission ausgeführt. Sie werden nicht so schnell vergessen, mit welcher Freude und Dankbarkeit ihre Freunde drüben die Neuen Testamente entgegengenommen haben. Das wiegt alle Kosten, die Aufregung und den Aufenthalt in jener unbestimmbaren, von Furcht und Mißtrauen geprägten Atmosphäre auf.

Sie freuen sich, daß sie wieder in Hongkong sind. Aber was zählt, ist das andere: sie haben eine Mission erfüllt, die Gott ihnen anvertraut hatte.

Warum die Straße noch offen ist

Die »Bibelstraße« bildet eine offene Tür nach China, und man darf hoffen, daß sie geöffnet bleibt. Hongkong gilt zwar als Hochburg des Imperialismus, aber die meisten Einwohner der Stadt sind Chinesen und behalten durch Generationen hindurch ihre chinesische Staatsbürgerschaft. Selbst wenn sie britische Pässe besitzen, werden sie als chinesische Bürger anerkannt und können jeder-

zeit in die Volksrepublik einreisen. Niemand legt offensichtlich Wert darauf, diesen anormalen Zustand zu ändern.

Die chinesische Regierung unterstützt diesen Trend, weil sie die Besucher politisch beeinflussen möchte. Propaganda spielt im kommunistischen System eine wichtige Rolle. Schließlich lassen die Besucher auch ausländische Währung im Land, die China für seine Importe dringend benötigt.

Millionen-Verkehr

Acht Züge fahren täglich von Hongkong zur Grenze. Etwa 100 000 Chinesen aus Hongkong besuchen die Volksrepublik an einem freien Wochenende. Über zwei Millionen Grenzübergänge werden pro Jahr registriert. Nahezu jeder Vorwand zur Einreise wird anerkannt: eine Ferienfahrt, eine Hochzeit, eine Beerdigung, ja es genügt, wenn man das Grab eines Verwandten sauberhalten will. Von Macao aus kann man sogar mit dem Taxi in die Volksrepublik fahren.

Grenzkontrollen werden durchgeführt, aber aus den genannten Gründen nicht mit letzter Schärfe. Das galt selbst in den turbulenten Zeiten der Kulturrevolution. Offensichtlich ist die Einfuhr von Bibeln nicht ausdrücklich verboten; schließlich »garantiert« auch die Verfassung der Volksrepublik China Religionsfreiheit.

Von Mann zu Mann

Unter den China-Besuchern nimmt die Zahl der Christen zu. Die meisten von ihnen fahren in die Volksrepublik, um Verwandte zu besuchen, und die sind vielleicht auch Christen. So ergibt sich ein sehr persönlicher Weg der Bibeinfuhr und -verbreitung.

Die chinesischen Christen in Hongkong beginnen solche Besuchsreisen zunehmend als Missionsaufgabe anzusehen. Auch chinesische Christen aus anderen Ländern besuchen die Volksrepublik immer häufiger. Zwar reisen die meisten von ihnen nur in die südlichen Provinzen, aber auch die Mehrzahl der chinesischen Christen lebt vermutlich in diesem Gebiet.

Zur Zeit Dschingis Khans gehörte chinesische Seide zu den wertvollsten Geschenken. Heute ist an ihre Stelle ein Buch getreten. Es kommt auf dem gleichen Weg zu den Menschen, auf dem die Seide das Land verließ.

Nach einem Bericht von
»Asian Outreach«.

(Vorlesezeit 10 Minuten)

Australien – das ist eine völlig andere, junge Welt. Auch die Christen dort leben anders. Vielleicht »jünger«, »ursprünglicher«:

Bei den Frauen von **WANGARATTA**

Es ist Mittwoch, der 23. Februar, und ein strahlender Morgen. Die 15 000 Einwohner von Wangaratta leben, von weiten Grünanlagen umgeben, in kleinen Bungalows. Gestern bin ich von dem 250 km weiter nördlich

gelegenen Melbourne nach hier gekommen: durch das schöne Kiewatal, durch Eukalyptus- und Ebereschwälder, vorbei an großen Schaf- und Rinderfarmen.

An diesem Tag besuche ich mit meiner Freundin Mary die Frauengruppe der evangelischen Kirche in Wangaratta. Als wir um Viertel nach 10 das Gemeindehaus betreten, treffen wir etwa 20 Frauen an. Sie haben ihre Einkaufstaschen abgestellt und genießen den Stehkaffee. Sie lachen und plaudern. Immer mehr Frauen kommen hinzu, ältere und jüngere. Einige haben kleine Kinder an der Hand, andere die große Bibel unter dem Arm. Sie kommen vom Markt, vom Einkaufen, aus der Stadt und vom Land.

Die Kinder werden einem älteren Diakon übergeben, der als Rentner für diese Aufgabe Zeit hat und die kleinen Unruhestifter in einem Nebenraum betreut. Alles wirkt gelassen und natürlich.

Um 10.30 Uhr beginnt die Frauenstunde unter dem Thema »Peacemakers« – Friedensstifter. Der Plan wird jeweils für drei Monate im voraus festgelegt. Einige Lieder werden gesungen. Dann lesen einzelne Frauen Bibelverse vor, die mit dem Thema in Verbindung stehen.

Anschließend gibt eine junge Frau ein neues Kochrezept bekannt und verteilt Kostproben der von ihr selbstgebackenen Kekse. Nach einem weiteren Lied spreche ich über das Thema: »Friedensstifter.«

»Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heißen«, sagt Jesus. War ich heute in meiner Familie, in meiner Nachbarschaft ein solcher Friedensbringer? Oder habe ich Unruhe gestiftet? War ich im Sinne der Bergpredigt ehrlich in dem, was ich gesagt und getan habe? Wo wir zum Frieden beitragen, wird man erkennen, daß wir auf der Seite Jesu Christi stehen.

Spontan fügt eine junge Frau ein persönliches Zeugnis an, bittet um Vergebung ihrer Ichbezogenheit und ihres Hochmuts. Auch eine ältere Frau meldet sich zu

Wort. Das alles mündet in eine Gebetsgemeinschaft: Wir sind verbunden in der Gemeinschaft mit Jesus Christus.

Dann berichte ich über die Arbeit des Missionswerks NEUES LEBEN, über die vielfältigen Aufgaben und Dienste in Deutschland und Übersee. Die Frauen sind interessiert und stellen viele Fragen. Sie wollen für unsere Arbeit beten.

Sonntag in Melbourne

Am Sonntagmorgen ist die Baptistenkirche in Wangarratta voll besetzt. Nach dem Gottesdienst bleibt man noch für eine halbe Stunde in einem Nebenraum bei einer Tasse Tee zusammen. Man tauscht sich aus, spricht über die nächste Traktatverteilung in der Stadt und stellt mir viele Fragen nach dem Gemeindeleben in Deutschland. Am Abend findet ein Missionsgottesdienst statt.

Am nächsten Sonntag werde ich in Camberwell, einem Vorort von Melbourne, gleich herzlich aufgenommen. Die Gemeinde hat 500 Mitglieder. Bei den Gesprächen ist man immer gleich in der »Mitte«; es geht um Christus. Bereits am frühen Morgen hatte ich eine Heilsarmee-Kapelle durch die Straßen der Stadt marschieren gehört. Etwa 50 Bläser luden mit ihren Liedern zum Gottesdienst ein.

Ich bete für Anton Schulte

Nach dem Gottesdienst kam ein Deutscher auf mich zu. Er erzählte mir, daß er bis 1965 in Köln gelebt und sich dort in einer Evangelisation mit Anton Schulte für Jesus Christus entschieden hatte. »Das war die Wende meines Lebens«, sagte er. »Jetzt bin ich mit meiner Frau aktiv hier in der Gemeinde tätig. Ich bete für Anton Schulte und für das ganze Werk NEUES LEBEN.«

Was würde Jesus tun?

Drei Dinge haben mich auf meiner Reise durch Australien besonders beeindruckt:

1. Das natürliche Verhalten der Menschen untereinander.

2. Das christliche Gemeindebewußtsein. Der Sonntag einer christlichen Familie ist in der Gemeinde verankert. Am Samstag wird alles vorbereitet, am Sonntagmorgen zieht die gesamte Familie los. Es beginnt mit der Gemeinde-Bibelschule, an die sich der Hauptgottesdienst anschließt, und endet meist mit einer Missionsveranstaltung am Abend.

3. Die Gastfreundschaft und Opferfreudigkeit der australischen Christen.

Bei Tischgesprächen und persönlichen Entscheidungen stieß ich immer wieder auf den Satz: »What would Jesus do?« (Was würde Jesus tun?) Das war keine bloße Redewendung; dahinter stand jeweils der Wunsch des einzelnen, in seiner besonderen Situation den Willen Gottes zu erkennen und zu tun.

(Vorlesezeit 8 Minuten)

Margret Schneider





Azaina

Wie viele Menschen in Südtansania war Azaina nie zur Schule gegangen. Deshalb konnte sie auch so schlecht einer Predigt zuhören. Sie sah sich immer den Prediger genau an, während er so viele Worte redete, die sie längst nicht alle verstand. Sie wunderte sich über seine weiße Haut, über die gelben Haare. Sie entdeckte einen Goldzahn in seinem Mund und nahm sich vor, seine Frau beim nächsten Besuch danach zu fragen. Wenig ahnte sie von den Schwierigkeiten und der Mühe, die dem Missionar die Vorbereitung dieser Predigt in der ganzen vorhergehenden Woche bereitet hatte.

Als die Kinder nach der Predigt sangen: »Er sandte Jesus, den treuen Heiland, er sandte Jesus zu meinem Heil!« da fiel Azaina ein, daß das etwas war, was der Missionar auch gesagt hatte. Er hatte sogar gesagt: Gott sandte Jesus für die Männer und Frauen in Mbesa. Diese Worte nahm sie bewußt auf, sie begleiteten sie nach Hause. Als sie hinunter zum Fluß ging, um Wasser fürs Abendessen zu holen, dachte sie darüber nach. Und später, als es dunkel geworden war und sie auf der Matte lag, stiegen die Worte von Jesus aus ihrem Herzen auf bis in ihren Kopf; da riefen sie Unruhe hervor und ließen Azaina nicht schlafen. So ging es noch an manchem Tag.

Nun war sie verheiratet und erwartete ein Kind. Als es geboren werden sollte und die Not und die Schmerzen groß waren, erinnerte die Missionarin sie wieder daran. Sie sagte: »Wir wollen jetzt mit Jesus reden, er ist hier und kann dir helfen.« In diesem Moment waren es nicht nur Worte in Azainas Kopf und Herz, sondern da wußte sie: Jesus ist selbst hier. Er ist gekommen, um mir zu helfen. – Und er half; das Kind wurde gesund geboren. Von jener Stunde an kannte Azaina Jesus.

Später erzählte sie dann: »Erst berührten die Worte meine Ohren, dann kamen sie in meinen Kopf, und in meinem Herzen blieben sie sitzen, bis Jesus selbst kam. Jetzt ist es ganz einfach für mich, Gottes Wort zu verstehen, weil ja Jesus in meinem Herzen wohnt und er mir alles übersetzt.«

Heute ist Azaina so von Gottes Wort erfüllt, daß sie es anderen weitersagen kann.

(Vorlesezeit 3 Minuten)

Irmgard Nusch

An jenem Abend begriff ich, daß ich nie und nirgends allein bin, sondern immer unter Gottes Augen stehe:

Ein Abend in



Mit einer Studiengruppe war ich für einige Tage in Frankreich. An einem heißen Sommertag besuchten wir Paris.

Vom Eiffelturm aus schauten wir auf die riesige Stadt, durch die sich das Band der Seine schlängelt. Wir bestaunten den Arc de Triomphe, auf den elf Straßen sternförmig zuführen, und unter dessen mächtiger Kuppel die Grabplatte des unbekanntenen Soldaten aus dem 1. Weltkrieg liegt.

Vom Triumphbogen führt die Prachtstraße »Champs d' Elysées«, auf der die Autos in sieben Reihen fahren, zum Place de la Concorde. Neben dem Platz vor der Peterskirche in Rom soll er der schönste und gewaltigste sein. Heitere Wasserspiele leuchten auf.

Dann die herrlichen Kirchen: Notre Dame, Sacré Coeur, die Madeleine, der Invalidendom. Fünf Millionen Menschen wohnen in dieser Stadt, ein Schmelztiegel von Rassen, Völkern und Sprachen.

Erschöpft kehrten wir abends in unser Hotel zurück; benommen von den vielfältigen Eindrücken, von den Kontrasten, die von den Kunstschätzen des Louvre bis zu den Bettlern in den U-Bahnstationen reichen.

Nach dem Abendessen kam eine Reisegefährtin auf mich zu: »Eigentlich könnten wir heute nacht mal einen richtigen Großstadtbummel machen. Hier kennt uns doch niemand. Kommst du mit?«

Ich vergaß, daß ich eigentlich zu müde war. Wir nahmen ein Taxi und fuhren zum Montmartre. Langsam schlenderten wir durch die hellerleuchteten Straßen. Vor Moulin Rouge blieben wir stehen.

Plötzlich war mir, als würden wir beobachtet. Und tatsächlich folgte uns ein Mann. Als er sah, daß wir auf ihn aufmerksam geworden waren, trat er auf mich zu und fragte: »Verzeihung, sind Sie nicht aus Siegen?«

Ich schreckte auf und bejahte, wußte im Augenblick aber nicht, wo ich den Fremden einordnen sollte.

Aber da sprach er schon weiter: »Kennen Sie mich nicht mehr? Wir waren im Jugendbibelkreis in Berlin zusammen.«

Diese mitternächtliche Begegnung in Paris war für mich eine Mahnung: Du brauchst dir niemals einzubilden, daß dich niemand kennt. Du bist nie und nirgends allein. Du stehst immer unter Gottes Augen.

Das gilt bei Tag und bei Nacht, während der Arbeit und in der Freizeit, daheim – und im Urlaub.

(Vorlesezeit 3 Minuten)

Margret Schneider

Sind unsere Geschäfte so wichtig, daß sie keine Unterbrechung »für Gott« erlauben?



Achmed, der kaffeebraune Fahrer der deutschen Botschaft im Sudan, begleitete mich zur Bank des Flughafens Khartum. Nur dort ist es möglich, Deutsche Mark in sudanesische Piaster umzutauschen. Über dem Schalter entzifferte ich die bronzenen Buchstaben: »Die Bank von Sudan ist Tag und Nacht geöffnet«. Aber das Gitter war heruntergelassen. Achmed hatte mir mit Stolz vom internationalen Service seiner Hauptstadt berichtet, aber die Bank war zu.

»Wait a minute«, tröstete mich mein Begleiter. Ich warte fünf, zehn, fünfzehn Minuten. Achmed hatte schon die dritte Zigarette mit seinem Schuh ausgedrückt. Als er

meine Nervosität spürte, lächelte er: »Deutsche Aufregung nix gut; kommt gleich. Mann betet.«

Nach zwanzig Minuten erschien der blutjunge Bankangestellte mit einem Gebetsteppich unter dem Arm. Er schob das Eisengitter zurück und sagte freundlich: »Der Nächste bitte.«

Dieser Mann gab mir zu denken. Irgendwie beschämte er mich. Er nahm sich Zeit zum Gebet. Sicher ruft uns kein Muezzin vom Minarett, aber Jesus hat immer wieder zum Gebet aufgefordert. Wir haben keinen Koran mit vielen Suren, die zum Einhalten von Gebetszeiten verpflichten, aber Paulus ermutigt die Christen in Thessalonich: »Betet ohne Unterlaß!«

Wenn die Bank von Sudan geschlossen bleiben kann, während der mohammedanische Angestellte seine Gebete verrichtet – sollten dann unsere Geschäfte so wichtig sein, daß sie keine Unterbrechung »für Gott« erlauben?

(Vorlesezeit 2 Minuten)

Konrad Eißler

Eine deutsche Familie feiert Weihnachten unter karibischer Sonne:



Weihnachten in **JAMAICA**

30 Grad im Schatten, über 80 Prozent Luftfeuchtigkeit, sattes Grün und farbenprächtige Blüten im Garten. Ganze Büsche mit knallroten Weihnachtssternen, gel-

ber Sandstrand mit grünblauem, kristallklarem Wasser, darüber azurblauer Himmel und eine oft unbarmherzig heiße Sonne. Dünne Sommerkleider, viel Schweiß, einige kühle Duschen am Tag – und dennoch: »Es weihnachtet sehr«, denn es ist Mitte Dezember.

Wie werden wir als Deutsche in diesem Land Weihnachten bewältigen? Die wir doch so gern den Traum von der altdeutschen weißen Weihnacht träumen, mit der Gemütlichkeit eines mollig warmen Hauses, das von leckeren Backdüften weihnachtlicher Schleckereien durchzogen wird? Als die ersten »Christmasparties« für die Kinder in der Schule und für uns in der Gemeinde beginnen, will auch prompt keine richtige »Weihnachtsstimmung« aufkommen. Im Gegenteil: eher ein bißchen Wehmut, und wenn ich ehrlich sein soll, auch ein bißchen Heimweh.

Nichtsdestotrotz begannen wir mit den Weihnachtsvorbereitungen. Zunächst hieß es, den Weihnachtsbaum zu besorgen, den man in angelsächsischen Ländern (Jamaika ist zwar seit 1962 selbständig, gehört aber noch zum Britischen Commonwealth) schon einige Wochen vorher aufstellt, mit allerlei Gehänge kunterbunt geschmückt.

Es stellte sich heraus, daß wir auf Tannenduft verzichten mußten; einmal strömten durch die Tag und Nacht geöffneten Fenster ohnehin betäubende Blütendüfte aus dem Garten herein, zum anderen gibt es in Jamaika keine Tannen. Dafür hatte man eine grünliche Zedernart eigens aus Kanada eingeführt, die unseren Lebensbäumen sehr ähnlich sieht. Als unser »Friedhofsbaum« dann bunt geschmückt im Zimmer stand und unsere vier Kinder mit erwartungsfrohen Augen in die Kerzen blickten, konnte man fast vergessen, daß es keine echte Tanne war.

Auch in Jamaika werden überall Geschenke vorbereitet und verteilt. Und mit einemmal machte es auch uns

Spaß, zu planen, einzukaufen und hübsche Päckchen zu packen.

Ein neues Erlebnis war es für mich, für die Hausangestellten Geschenke vorzubereiten: für unser schwarzes Dienstmädchen den traditionellen Kleiderstoff, für den indianischen Gärtner anstelle der Flasche Jamaikarum ein Geldpräsent; dazu für jeden den unverzichtbaren »Christmas bun«, einen braunen, unserem Lebkuchen ähnlichen Weihnachtskuchen, den ich vorsichtshalber fertig kaufte.

Da meine Familie lieber die landesüblichen »cookies« als deutsche Weihnachtsplätzchen mag, hatte ich reichlich vorgesorgt. Doch auf einen echten Dresdner Christstollen meinte ich auf keinen Fall verzichten zu können. Zu Hause hatte ich mich nie an eine »Eigenproduktion« herangewagt, da war das Angebot ja auch reichhaltig. Hier aber machte ich mich strikt nach Rezept an die Arbeit. Ich spendierte viel echte Butter, denn die war in Jamaika billig. Und ich zweifelte nicht, daß mit Butter, Liebe und Heimweh ein deutscher Christstollen gelingen mußte. Er gelang nicht, fiel zusammen und wurde hart wie Stein. Also würden wir zusammengefallenen und steinharten, aber immerhin echten Dresdner Christstollen essen!

Wir hatten uns vorgenommen, den Heiligabend wie in Deutschland zu feiern: mit Christvesper, Weihnachtsliedern und Geschenken unter dem Weihnachtsbaum und der Weihnachtsgeschichte aus der deutschen Kinderbibel.

Die auch in einigen Gemeinden in Jamaika übliche Christvesper war ein »candlelight service« (ein Gottesdienst bei Kerzenlicht). Dichtgedrängt saßen schwarze und weiße Christen in der Kirche zusammen, laut und kräftig sangen wir: »O come all ye faithful« (Herbei, o ihr Gläubigen). Wozu sollten wir herbeikommen? Um das Wunder Gottes in der Krippe zu sehen, und das war in Jamaika das gleiche wie in Deutschland. Altbekannte

Weihnachtslieder folgten, von denen wir viele auch in Deutschland singen.

Dann kam der freundliche schwarze Pfarrer auf die Idee, uns als Gäste aus Deutschland besonders zu begrüßen. Prompt wurden wir gebeten, ein deutsches Weihnachtslied zu singen. »Ihr Kinderlein kommet« konnten unsere Kinder besonders gut; so standen wir denn zu sechst vor der Gemeinde und leisteten, mehr laut als schön, unseren deutschen Beitrag.

Das schwarze Gesicht des Pastors erschien mir im flackernden Kerzenlicht noch dunkler als sonst. Seine Zähne blitzten noch weißer, als er die Weihnachtspredigt begann. Und das Weihnachtsevangelium ergriff mich neu – ich hatte die äußeren Umstände völlig vergessen.

In meinem Herzen war Weihnachten geworden, auch ohne vorherige »Weihnachtsstimmung«. Echte Weihnachtsfreude kennt keine nationalen oder völkischen Grenzen, sie gilt überall, weil die Geburt Jesu überall gilt: im Dschungel, in der Karibik und in der Antarktis. Er wird für uns Mensch, wird für uns das Licht der Welt, das uns den Weg nach Hause zum Vater zeigt. In diesem Licht sehen wir seine Erlösungstat am Kreuz, seine Auferstehung. Alle Weihnachtsgeschenke der Welt, alle frohen Stimmungen und schönen Weihnachtsbräuche vermögen dieses Geschenk Gottes nicht aufzuwiegen, das ist mir während der Weihnachtszeit in Jamaika besonders deutlich geworden. Erst wenn er, Jesus, dabei ist, wird Weihnachten so ganz richtig schön.

(Vorlesezeit 7 Minuten)

Inge Bürklin



Die »Villa Klitzke« liegt hoch oben in den brasilianischen Bergen. Es ist eine einfache Hazienda, die der Wohlstand vergessen hat. Schlichte Menschen leben hier. Aber man kann von ihnen manches »in Sachen Glauben« lernen:

Besuch in RIO SEPTEMBRO

Hoch oben in den Bergen Santa Catarinas habe ich ihn besucht, den August Klitzke, 12 000 km von hier im Kaffeeland Brasilien.

Ein Ortsschild hat sein Heimatort »Rio Setembro« noch nicht. Nicht einmal eine Straße gibt es, die seine Behausung mit der Außenwelt verbindet. Bis vor kurzem mußte man den steilen Weg zu Fuß hinaufsteigen, so wie es die Klitzkes bis heute tun. Weil aber nun eine Motorraupe einen groben Serpentineweg für die Holzabfuhr in den Steilhang gefräst hat, konnte mich ein Missionar mit dem Auto nach oben bringen.

Der VW holperte über die Spurrinnen. Rechts ging es steil hinunter. Die einzigen Leitplanken bildeten ein paar Bananenstauden, die voller Früchte hingen. Von Europa nach Südamerika fliegen, das ist heute kein Problem mehr. Da muß man schon mit dem Auto von Timbo nach Rio Setembro fahren! Angst hatte ich keine, nur meine Knie zitterten.

Nach der letzten Kurve hielten wir vor der »Villa Klitzke« an. Hühner flatterten beiseite, Enten watschelten über den Weg, der Hund bellte, die Familie stand mit

strahlenden Gesichtern in der Haustür: Vater Klitzke mit dem kleinen Robert an der Hand, Mutter Olivia mit dem halbjährigen Mädchen auf dem Arm und der 14jährige Berthold. Die anderen fünf Kinder waren nicht zu Hause.

Der Empfang war so herzlich, daß er Armut und Schmutz weit überstrahlte.

»Daß Sie zu uns heraufkommen!« rief der Vater und klopfte mir auf die Schulter. Mutter Olivia eilte zum Herd und zündete das Maisstroh an. Sie setzte ein Museumsstück von einem Wasserkessel auf das Feuer. Berthold lief trotz der Hitze ins Tal, um beim Nachbarn nach etwas Butter zu fragen. Der kleine Dreckspatz Robert mit seinen treuen Augen streckte mir stolz die beiden Matchbox-Autos entgegen, die er vor einiger Zeit von deutschen Jungschargruppen geschickt bekommen hatte. Es war das einzige Spielzeug, das ich in dem Raum entdeckte.

Aber was brauchte er Matchbox-Autos, wenn er Katzen, Vögel, Hunde und viel, viel Dreck zum Spielen hatte?

Mit Vater Klitzke unternahm ich einen Rundgang um die kleine Hazienda. Das Haupthaus ist ein Holzschuppen mit vier Räumen und einer Veranda, von der aus man einen herrlichen Rundblick auf die Berge hat. Der Stall ist ein Holzschuppen mit einer Krippe für das Vieh.

Der Vorratsraum ist ein Holzschuppen, in dem Maiskolben und Aipim (kartoffelähnliche Früchte) lagern. Und auch die sanitären Anlagen sind in einem Holzschuppen untergebracht, der noch aus der vorhygienischen Zeit stammt.

Natürlich gibt es fließendes Wasser: 50 Meter entfernt sprudelt es munter den Berg hinunter. Und natürlich gibt es gute Luft: Tür und Tor stehen jedermann offen.

Mir kam die Arche Noah in den Sinn. Auch in jenem Kasten damals wimmelte es von zweibeinigen, vierbeinigen und vielbeinigen Wesen. Und käme heute eine neue Sintflut vom azurblauen Himmel Santa Catarinas herun-

ter, dann schwämme die Klitzke-Villa wohl wie ein Schiff auf den Wogen auf und davon.

Ich hatte meine Freude an den »Vereinigten Hüttenwerken«, die wenig Zeit zur Raumpflege in Anspruch nahmen, aber viel Zeit für Gastlichkeit und Herzlichkeit übrigließen.

Bei einer Tasse »Hochlandkaffee« aus der eigenen Kleinplantage und einem Stück Maisbrot aus dem eigenen Holzofen begann der Vater dann zu erzählen. Bis vor sechs Jahren sah sein Leben noch schwärzer aus als jetzt sein Kaffee. Er trank; immer wieder lief er die 12 km zum nächsten Laden hinunter, um seine Cruzeiros in Schnaps umzusetzen. Die Kinder litten und die Frau seufzte. Er selbst erkannte sein Elend, konnte aber nicht davon loskommen. Niemand löst sich allein aus der Isolationshaft des Alkohols. Ein Nachbar lud ihn dann zur Bibelstunde des Missionars ein. Dort fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, daß es einen Erlöser gibt und damit die Lösung für sein Leben. Auf dem Nachhauseweg kniete er unter einer Bananenstaude nieder: »Herr, nimm mich an.«

Nun begann der Kampf um seine Frau. Auch sie sollte Christin werden, aber er bekam kein Wort über die Lippen. »Feig war ich«, bekennt er heute. Trotzdem rang er um seine Frau: »Ich betete immer für sie. Auch während der Arbeit.«

Eines Tages fragte Olivia dann ihren Mann: »Warum gehst du eigentlich nicht mehr zum Tanzen?«

Und nun sprudelte es aus ihm heraus: »Weil ich Christ bin. Und du mußt auch diesem Herrn gehören.«

Olivia wurde Christin. Und beide haben das Lied gelernt: »O selig Haus, wo Mann und Frau in deiner Liebe eines Geistes sind.«

Wenn sie heute singen – und sie tun es jeden Morgen bei der »heiligen Andacht« –, dann klingt es weit ins Tal hinunter: nicht ganz rein und nicht exakt nach dem Gesangbuch; denn August kennt keine Noten und Olivia

keine Buchstaben. Aber ich bin sicher, daß im Himmel über diese Musik mehr Freude herrscht als über manche Kirchenmusik, hinter der kein Glaube steht.

Beim Abschied hatte der Vater eine Bitte. Plötzlich lag über seinem bisher fröhlichen Gesicht ein tiefer Ernst. Er bat nicht um Kleider und Anzüge, obwohl sie seit der Hochzeit vor 15 Jahren nicht viel hatten anschaffen können. Er bat auch nicht um Geld, obwohl die kleine Landwirtschaft auf dem steilen Berghang nur das Notwendigste abwirft. Etwas ganz anderes bewegte ihn:

»Wir haben unsere Kinder nach der Geburt zum Besprecher gebracht. Sie glauben noch nicht an Jesus, und wenn er jetzt wiederkäme, dann müßten unsere Kinder zurückbleiben. Bitte, bete dafür, daß das nicht geschieht!«

Die Familie winkte, solange sie unser Auto sehen konnte, das langsam den Berg hinunterkroch. Ich sehe sie noch durch das Rückfenster: Berthold, Robert, das kleine Mädchen auf dem Arm der Mutter. Nein, sie dürfen nicht zurückbleiben, wenn Jesus wiederkommt.

Der Besuch in Rio Septembro war eine Unterrichtsstunde in Sachen Glauben. Ich habe von diesen schlichten Menschen viel gelernt.

(Vorlesezeit 8 Minuten)

Konrad Eißler



In Spanien hat sich in den letzten Jahren vieles geändert: politisch, wirtschaftlich, aber auch im Blick auf die religiöse Situation und die Möglichkeit zu evangelisieren:

Wiedersehen mit Spanien

Nach 20 Jahren kam ich zum erstenmal wieder nach Spanien. Damals besuchte ich, als Tourist getarnt, Barcelona und Madrid. Im Kofferraum unseres Autos befand sich anstelle von Badezeug die Ausrüstung für ein kleines Tonstudio. Damit sollten Christen in Madrid evangelistische Radiosendungen in Spanisch produzieren, die wir über den Sender von Trans World Radio in Tanger ausstrahlen wollten. Aber der mit dieser Aufgabe betraute Missionar wurde bald ausgewiesen.

Wir haben damals auch evangelistische Veranstaltungen durchgeführt. Aber man durfte eine Kirche nur einzeln oder zu zweit betreten. Öffentliche Einladungen waren nicht erlaubt; es gab weder Plakate noch Handzettel, lediglich Flüsterpropaganda. Auch nach der Veranstaltung durften nicht mehr als drei Personen beieinander stehenbleiben. Trotzdem fanden, auch unter so erschwerten Umständen, Menschen zu Christus, und die Gemeinde wuchs.

Das neue Spanien

Heute ist in Spanien vieles anders. Die Touristen brach-

ten Devisen ins Land, der wirtschaftliche Aufschwung hat Spanien zur Industrienation gemacht. Auch hier gibt es heute Wohlstandsprobleme.

Die politische Liberalisierung wird von allen politischen Gruppen genutzt. Basken und Katalanen fordern ihre Unabhängigkeit. In den Schulen von Barcelona steht neben Spanisch wieder Katalanisch auf dem Lehrplan. Auch im Rundfunk haben beide Sprachen ihren Platz.

Alle politischen Gruppen streben ein föderalistisches Spanien an. Aber der Begriff »Demokratie« wird unterschiedlich definiert. Nach Ansicht spanischer Freunde ist das Volk nach zwei Jahren der massiven politischen Kampagnen überdrüssig. Die anfangs gut besuchten politischen Kongresse ziehen nicht mehr.

Die religiöse Situation

Spanien ist ein katholisches Land. Unter Franco war der Katholizismus Staatsreligion. Evangelische Gemeinden wurden mehr oder weniger nur geduldet. Zahlenmäßig bilden Lutheraner, Anglikaner, Baptisten, Brüder- und Pfingstgemeinden auch heute eine winzige Minderheit. Gemeinden sind da entstanden, wo Missionare gewirkt haben. So findet man in einer Stadt mehr Baptisten, in einer anderen mehr Brüdergemeinden.

»Evangelismo en Accion«

Diesmal folgte ich einer Einladung von Juan Gili, dem Leiter von »Evangelismo en Accion«, einem Missionswerk der Brüdergemeinden. In den letzten Jahren konnte die Arbeit stark ausgedehnt werden: vor allem durch die Ausstrahlung von Rundfunksendungen und durch Literaturarbeit.

Es begann mit einer wöchentlichen Sendezeit über Trans World Radio in Monte Carlo. Inzwischen strahlen über 14 lokale Radiostationen im Land wöchentlich evangelistische Sendungen aus. Denn man kann in Spanien als christliche Gemeinde bei örtlichen Rundfunkstationen Sendezeit kaufen. In einer Stadt wie Barcelona, mit einem Hörerbereich von etwa sechs Millionen Menschen, kostet eine Sendung von 15 Minuten im Anschluß an die Nachrichten 600 DM.

Daß es eine christliche Sendung um diese Zeit noch nicht gibt, liegt allein daran, daß die Zahl der spanischen Christen zu klein ist. Hier brauchen sie vermehrt unsere finanzielle Hilfe.

Die Gemeindesituation

Diesmal waren die Evangelisationsabende in Barcelona gut besucht, in ihrem Charakter jedoch unterschiedlich. Weil sie in den Räumen der veranstaltenden Gemeinden stattfanden, wurden sie auch durch die Art und das geistliche Leben dieser Gemeinden besonders geprägt. So ging es in einer Gemeinde eher etwas formell zu, in einer anderen war man mit jugendlichem Schwung bei der Sache.

Auch die Spanier sind unterschiedlich in ihrer Art. Und die Gemeinden sind, genau wie bei uns, nicht nur durch biblische Tradition bestimmt; oft läßt sich die Prägung durch einen englischen Missionar noch nach vielen Jahren feststellen.

Daneben wirkt Gott aber auch Neues. Dabei ergeben sich der spanischen Mentalität entsprechende Ausdrucksformen des Evangeliums. Hier gehört der Wangenkuß einfach zur Begrüßung. Man singt fröhlich und ist begeistert bei der Sache, aber man hat auch seinen Stolz.

Spanien: eine Möglichkeit für uns?

Am Samstagnachmittag trafen sich Abgeordnete verschiedener Gemeinden zu einer besonderen Veranstaltung. Ich führte den Film »Offensive der Liebe« vor, der inzwischen ins Spanische übersetzt wurde, und wir sprachen lange über die Möglichkeit einer stadtweiten Evangelisation in Barcelona. Wir besichtigten die beiden Stierkampfarenen und fragten uns, ob sie wohl bei einer evangelistischen Großveranstaltung die gleiche Funktion übernehmen könnten wie bei uns eine Stadthalle oder ein Fußballstadion.

Es war ein erstes Kennenlernen. Ich konnte mit einer Reihe von Gemeinden Kontakt aufnehmen, obwohl die Verständigung nur durch Dolmetscher möglich war. Am Ende meines Besuches in Barcelona steht eine Frage an Gott: Die Bitte um Klarheit, welchen Beitrag das Missionswerk »Neues Leben«, welchen Beitrag ich selbst zur Evangelisierung der Menschen in Spanien leisten soll.

(Vorlesezeit 6 Minuten)

Anton Schulte

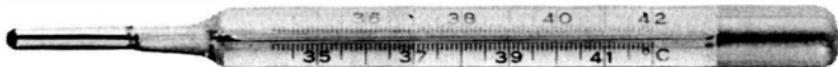


Zwischen Werkbank und Waschmaschine

2

Auseinandersetzung mit dem Alltag

Krankenschwestern leisten Dienst am Menschen. Aber es kommt auch vor, daß ein Patient der Schwester einen Dienst erweist:



Die Patientin auf Zimmer

Anke stand in ihrer hübsch eingerichteten kleinen Wohnung vor dem Spiegel und zog den weißen Kittel über, dann setzte sie sorgfältig ihre Schwesternhaube auf. Ein Blick auf die Uhr. Es war höchste Zeit, daß sie auf die Station zurückkehrte.

Am liebsten würde sie den Nachmittag auf ihrem

kleinen Balkon verbringen. Der Morgen war schlimm gewesen. Alles war schief gegangen. Bei solchen Gelegenheiten fragte sie sich manchmal ernstlich, warum sie ihre sichere Stellung im Büro aufgegeben hatte, um Krankenschwester zu werden. Zunächst war heute Schwester Doris ausgefallen; das bedeutete eine Menge Mehrarbeit. Dazu kam die schwerkranke Patientin von Zimmer 9, die dauernd Aufsicht braucht. Später der Anpiff vom Chef, weil er bei der Visite in Zimmer 3 eine angeschlagene Schnabeltasse entdeckt hatte. Dabei war das schon reklamiert worden. Aber die Küche hatte lediglich geantwortet, es wäre keine andere mehr da; das läge eben an der alten Spülmaschine. Anke konnte sich deswegen nicht lange herumstreiten. Sie mußte einen Verband wechseln, und die Patientin auf Zimmer 9 brauchte eine Injektion. Aber das alles wußte der Chefarzt nicht.

Nach einem letzten Blick in den Spiegel machte sich Anke auf den Weg. Als erstes öffnete sie die Tür von Zimmer 9, um nach der Schwerkranken zu sehen. Die Frau sah ihr entgegen. »Wie gut, daß Sie kommen, Schwester Anke! Wenn Sie den Kopf zur Tür hereinstekken, ist alles gleich nur halb so schlimm, man fühlt sich gleich viel geborgener«, sagte sie. »Wissen Sie, bei Ihnen spürt man, daß Sie mit dem Herzen bei der Sache sind.«

Anke wurde rot.

Sie sagte nichts.

Sie wußte plötzlich wieder, warum sie ihren Beruf gewechselt hatte. Sie wollte als bewußte Christin mit ihrer Arbeit nicht nur Geld verdienen; sie wollte dienen. Aber diesmal schien es so, als ob die schwerkranke Frau in Zimmer 9 ihr einen Dienst erwiesen hatte. Denn jetzt sah Anke ihren Ärger im rechten Licht. Fröhlich ging sie an die Arbeit.

(Vorlesezeit 3 Minuten)

Ilse Thränhardt

Frau Schuster muß das verschmutzte Treppenhaus putzen, weil ihre Nachbarin in der Woche davor die »Hausordnung« vergessen hat. Da hört zwar der Spaß, aber nicht das Christsein auf:



Handeln Sie mal lieber wie Jesus!

Mit jeder Treppe, die Frau Schuster putzt, wächst der Ärger über die Nachbarin, die in der vergangenen Woche wieder einmal die Reinigung des Treppenhauses versäumt hat. »Ist doch schließlich egal, ob ich den Schmutz von einer oder von zwei Wochen entferne«, versucht sich Frau Schuster zu beruhigen, »warum rege ich mich eigentlich auf?« Aber der Ärger weicht nicht, im Gegenteil, je mehr Schmutz sich im Putzwasser sammelt, um so stärker schwillt er an.

Jemand schließt die Haustüre auf und kommt die Treppen herauf. Schon am Schritt erkennt Frau Schuster die Nachbarin. Ein Kampf beginnt. »Schweig«, nimmt sie sich vor. – »Es geht um's Prinzip«, steigen die ärgerlichen Gedanken wieder auf, »schließlich hat sie schon oft vergessen, die Treppe sauberzumachen, und mir fällt das Putzen auch immer schwerer. Heute sage ich ihr endlich einmal die Meinung. Jetzt ist die beste Gelegenheit.« – »Doch was habe ich davon?« fragt sie sich dagegen.

Die Schritte sind fast schon im 3. Stock zu hören, die Bedenkzeit zu Ende. »Ich sage nichts«, nimmt sich Frau

Schuster vor, »es gibt ja sonst doch nur Streit.«

»Guten Tag, Frau Schuster. Na, Sie sind aber wieder fleißig.«

»Tag, Frau Berg«, antwortet sie nicht ganz so freundlich und tritt zur Seite, um die Nachbarin mit ihren Einkaufstaschen vorbeizulassen.

»Ich habe heute gut eingekauft, Frau Schuster. Wenn Sie zufällig beim Textilhaus Wagner vorbeikommen, die haben Räumungsverkauf – ganz tolle Sachen. Aber jetzt bin ich geschafft; ich muß mich erst mal ausruhen.«

Nachdem Frau Berg feststellt, daß die Nachbarin weiterputzt, ohne auf ihre Bemerkung einzugehen, steigt sie weiter die Stufen hinauf. Plötzlich dreht sie sich noch einmal um: »Wann bin ich eigentlich mit der Treppe dran, Frau Schuster?«

»Na, tun Sie doch bloß nicht so«, gibt diese zur Antwort und läßt den Lappen in den Eimer fallen. Das ist genau das Stichwort, auf das sie gewartet hat.

»Sie haben doch sonst alles im Kopf. Nur wenn es um das Reinigen der Treppe geht, spielt Ihnen Ihr Gedächtnis immer einen Streich. Wie wär's, wenn Sie sich das einmal in Ihrem Kalender notieren würden? Dann müßte ich mich nicht jedesmal mit dem Schmutz von zwei Wochen plagen.«

Frau Berg hat vor Überraschung fast die Tüten fallen lassen. »Sie wollen mir doch nicht unterstellen, daß ich das mit Absicht vergesse? Also, das ist doch unerhört. Und überhaupt . . ., ja überhaupt«, sie sucht nach Worten, »die Arbeit ist für Sie doch wohl die gleiche. Also mir ist das ganz egal, wenn Frau Lauber mal die Treppe zu putzen vergißt. – Ja, überhaupt, Sie reden immer soviel von Jesus, handeln Sie lieber mal wie er. Aber so . . .« Empört läuft sie zur Wohnungstür und schließt auf.

Frau Schuster bleibt erschrocken zurück. Das saß. »Habe ich nicht gleich gewußt, daß es nur Streit gibt, wenn ich etwas sage? Hatte ich mir nicht fest vorgenommen lieber zu schweigen? Aber sie hat ja selbst davon

angefangen.« Frau Schuster starrt noch immer auf die zugeschlagene Wohnungstür.

»Was hat sie gesagt? Ich soll wie Jesus leben! Woher weiß sie überhaupt, wie Jesus in dieser Situation gehandelt hätte? Wenn ich mit ihr über den Glauben an Jesus reden will, winkt sie immer ab – und nun so eine Bemerkung.« Frau Schuster kommt nicht zur Ruhe. »Wenn ich mir das so überlege, hat sie sogar recht«, stellt sie fest. »Jesus hat doch gesagt, wir sollen das Böse mit Gutem vergelten. Und was jetzt?«

Langsam geht Frau Schuster die Treppen empor. Es fällt ihr schwer, jetzt an dieser Tür zu klingeln. »Na?« fragt Frau Berg mit zornigem Gesicht, als sie öffnet. »Es tut mir leid, daß ich Sie vorhin so angefahren habe«, antwortet Frau Schuster.

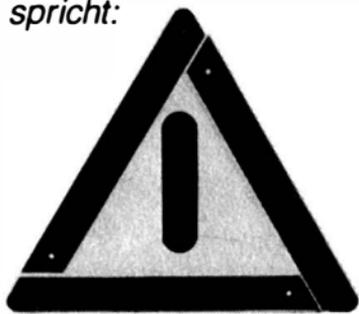
Überrascht sieht Frau Berg die Nachbarin an. Ihr Gesicht entspannt sich. »Ist ja nicht so schlimm«, stellt sie erleichtert fest. »So ist das doch oft. Ein Wort gibt das andere, und plötzlich ist der Streit da. Aber ich bin froh, daß Sie gekommen sind, wo wir uns doch bisher immer so gut verstanden haben. Und außerdem will ich mir nun wirklich meine Putztermine aufschreiben.«

(Vorlesezeit 6 Minuten)

Gerhild Wahl



Nicht jeder Autofahrer hält, was sein Aufkleber verspricht:



Unerwünschter Abschleppdienst

Herr Bauer wirft einen besorgten Blick auf das Batterielicht. Nachdem er Sicherungen und Keilriemen kontrolliert hat, vermutet er, daß die Lichtmaschine defekt ist. Seiner Frau sagt er nichts.

Bis nach Hause sind es nur noch 50 km; das schafft die Batterie schon noch, überlegt er.

Zähflüssig quält sich der Festtagsverkehr über die Autobahn. Herr Bauer faßt den Entschluß, lieber die etwas weitere, aber dafür sicher schnellere Strecke über die Landstraße zu fahren. Es dämmt bereits, als er von der Autobahn abfährt. Er weiß, daß es mit der Batterie kritisch wird, wenn er das Licht einschalten muß.

»Warum fährst du ohne Licht?« fragt seine Frau, als sie mehrmals angeleuchtet werden.

»Ich sehe noch«, ist seine gereizte Antwort. Aber als ihn auch ein Polizeiauto durch Aufblinken ermahnt, das Licht einzuschalten, bleibt ihm nichts anderes übrig. Doch je näher sie dem Heimatort kommen, desto gesprächiger wird er. Sie werden es schon schaffen, hofft er.

»Was ist denn jetzt los?«, fragt Frau Bauer erschrocken, als der Wagen plötzlich mitten im Wald stehenbleibt. »Jetzt ist alles aus«, antwortet ihr Mann wütend, »nur noch 8 km. Wären wir früher losgefahren, hätten wir kein Licht gebraucht.«

Er will das Warndreieck aufstellen und einen Abschleppdienst verständigen.

Ein Auto bremst neben ihm. »Brauchen Sie Hilfe?« fragt ein junger Mann freundlich.

»Ja«, antwortet Herr Bauer erleichtert, und berichtet von seinem Schaden.

»Soll ich Sie abschleppen?«

Dankbar nimmt Herr Bauer das Angebot des jungen Mannes an.

»Ein netter junger Mann«, stellt Frau Bauer fest, als sie langsam hinter dem Wagen herfahren. »Sieh mal, was er an seiner Scheibe stehen hat: Jesus liebt dich.«

»Hab ich schon gesehen«, antwortet ihr Mann mißmutig. Wie oft schon sind ihm Fahrer mit solchen Aufklebern ein Ärgernis gewesen. Vor kurzem fuhr erst wieder einer bei »Rot« über den Zebrastreifen. Oder er denkt an jene Frau, die von oben bis unten bespritzt wurde. Wie hatte sie geschimpft; aber was stand am Fenster? »Jesus liebt dich.« Doch der Aufkleber vor ihm strahlt selbst im Dunkeln seine Botschaft aus: »Jesus liebt dich.«

Herr Bauer ärgert sich, daß er auf die Hilfe des jungen Mannes angewiesen ist, wo er doch immer so abfällig über diese Autofahrer gesprochen hat. Hat er nicht geradezu erwartet, daß sie sich falsch verhalten?

Der junge Mann hält vor einer Werkstatt. »Es wäre doch am besten, wenn Sie das Auto gleich hier stehen lassen und Ihre Sachen in mein Auto laden. Ich fahre Sie dann rasch nach Hause.«

Herrn Bauer ist dieser Vorschlag peinlich, aber seine Frau beginnt schon mit dem Umladen des Reisegepäcks. Zu allem Überfluß trägt der junge Mann das Gepäck noch mit in ihre Wohnung.

»Wissen Sie, junger Mann«, gesteht Herr Bauer, als sich der freundliche Helfer verabschieden will. »Ich habe Autofahrer mit solchen Aufklebern nie gemocht. Ich habe bisher nur schlechte Erfahrungen gemacht. Erst

vor einigen Wochen, das war wirklich das tollste. Da stand so ein großer Mercedes an einer verkehrsreichen Straße voll auf dem Bürgersteig. Kein Mensch kam dran vorbei.

Wir älteren Leute und die Frauen mit Kinderwagen mußten alle über die Straße laufen. Man hätte ihn abschleppen lassen sollen. Aber was meinen Sie, junger Mann, was klebte an seiner Heckscheibe? Sie werden es nicht glauben, aber es stimmt: ›Jesus ist der Weg‹ stand da. Wirklich. Und nun bringen Sie mich ganz schön in Verlegenheit. – Bitte nehmen Sie doch den Geldschein.«

Aber der freundliche Helfer schüttelt den Kopf. »Ich habe Ihnen gerne geholfen. Und ich freue mich, daß ich die Möglichkeit hatte, das schlechte Bild von uns zu korrigieren. Übrigens habe ich Sie nur deshalb getroffen, weil ich woanders aufgehalten wurde. Und das ist für mich jetzt kein Zufall mehr.«

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Gerhild Wahl

Reicht unser Glaube auch für »Schlechtwetter-Zonen«?



***Bitte
anschnallen***

»Also fürs Handgepäck im Flugzeug brauchen Sie die Tasche«, wiederholte der Besitzer des Lederwarengeschäftes. Beate nickte. So stieg der alte Herr mehrmals

die kleine Leiter zu den verschiedenen Regalen hinauf und stellte Tasche um Tasche vor Beate hin. Während sie eine nach der anderen betrachtete und prüfte, fragte er plötzlich: »Haben Sie keine Angst, wenn Sie fliegen? Also ich würde nie in so ein Ding steigen.«

Beate sah ihn an. Soll ich ihm sagen, warum ich keine Angst habe? überlegte sie. »Ich bin Christ«, antwortete sie, entschlossen, dort von Jesus zu sprechen, wo sie sich dazu aufgefordert fühlte. »Ich glaube, daß ich in der Luft genauso unter Gottes Schutz stehe wie etwa als Fußgänger oder Autofahrer.« Der alte Herr sah sie erstaunt an. Sie spürte, daß ihre Antwort ihn verwunderte, aber mehr als ein »So?« brachte er nicht heraus.

Wie lange liegt das zurück, dachte Beate. Ist es erst gestern gewesen, daß mir dieses Bekenntnis so leicht über die Lippen kam? Sie hatte bemerkt, daß das Flugzeug plötzlich an Höhe verlor und so dicht über den Bergen zu fliegen schien, daß sie fürchtete, es würde an einen der Gipfel stoßen.

»Trink deinen Kaffee aus«, rief sie ihrem Mann noch zu, er war da auch schon verschüttet. Die Tablett rutschten, polterten, fielen herunter. »Fasten your seat belts – bitte anschnallen«, leuchtete es über den Sitzen auf. Die Stimme des Kapitäns verkündete, daß wir eine turbulente Zone durchfliegen würden und die Passagiere zur eigenen Sicherheit gebeten würden, sich anzuschnallen.

Die Erschütterungen wurden immer heftiger. Beate erschrak und wandte sich an ihren Mann, der dienstlich schon oft gefolgt war.

Hast du so etwas schon erlebt?«

»Es ist nicht so schlimm«, beruhigte er sie.

Doch Beate hatte Angst. Sie blickte auf die vibrierenden Tragflächen hinaus. Die Angst war spürbar, und jeder versuchte auf seine Weise damit fertig zu werden. Manche fingen an, besonders laut zu reden, andere lachten sogar, einige aber saßen zurückgelehnt mit

geschlossenen Augen in den Sitzen.

Ist mein Glaube so wenig wert? Reicht eine Schlechtwetterzone aus, um ihn zu erschüttern? Der Sturm auf dem See Genezareth fiel Beate ein. Was hatte Jesus zu den Jüngern gesagt, die ihn aus Angst weckten? »Wo ist euer Glaube?«

Wo ist mein Glaube geblieben, daß Jesus mich von allen Seiten umgibt und seine Hände über mir hält? Wie oft habe ich das schon ausgesprochen? Beate nahm die anderen Fluggäste vorübergehend nicht wahr. »Herr, vergib meinen Unglauben, sagte sie, vergib, daß ich so schnell Angst bekommen und dir so wenig vertraut habe. Schenke mir einen Glauben, der auch in Prüfungen standhält; der dir alles zutraut, alles von dir erwartet, sich in dir geborgen weiß, auch wenn es nicht so aussieht.«

»Du bist ja immer noch so still«, meinte Beates Mann, nachdem die Turbulenzen längst nachgelassen hatten.

»Weißt du, ich denke darüber nach, wie schwach mein Glaube doch noch ist; ich bin ein bißchen niedergeschlagen, weil ich mich so gefürchtet und Gott so wenig vertraut habe.«

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Gerhild Wahl



Ursula Weichert ist bereit, zu vergeben, wenn der andere seine Schuld einsieht und um Vergebung bittet. Aber doch nicht, wenn er einfach so tut, als wäre nichts gewesen!



ICH KÜNDIGE!

Ursula Weichert sitzt an ihrem Schreibtisch, aber sie ist nicht bei der Sache. Die gestrige Predigt geht ihr nicht aus dem Kopf. Weiß der Pfarrer überhaupt, was er da fordert? Man soll vergeben können, auch wenn der andere seinen Fehler gar nicht einsieht und sich nicht dafür entschuldigt?

Nein, denkt Ursula Weichert, ich bin nicht damit einverstanden, meinen Chef so einfach davonkommen zu lassen. Erst neulich hat er mich vor allen heruntergeputzt, weil er einen Ordner nicht fand. Und wer hatte ihn? Er selbst natürlich! Und kein Wort des Bedauerns. Da kann man nachher doch nicht einfach so tun, als wäre nichts gewesen.

Ich bin ja bereit, dort zu vergeben, wo jemand seine Fehler einsieht und sich dafür entschuldigt. Und ich möchte erst einmal sehen, wie unser Pfarrer reagieren würde, wenn er unter einem solchen Chef arbeiten müßte.

»Fräulein Weichert!« hört sie seine energische Stimme durch die Sprechanlage. Ich halte das nicht mehr aus, denkt sie. Jetzt gehe ich hinein und kündige.

Es dauert länger als sonst, bis sie sein Zimmer betritt. Tief durchatmen, Nerven kontrollieren – und ein Hilferuf: Herr Jesus, bitte hilf mir. Laß mich die rechten Worte finden, um es ihm zu sagen.

»Wo bleiben Sie denn solange?« fragt er gereizt. »Sagen Sie bei Heinzmann ab und schlagen Sie den 20. als neuen Termin vor. – Ist noch was?« will er wissen, als sie sich nicht rührt.

Ursulas Gestalt strafft sich: »Ich habe mich entschlossen zu kündigen, Herr Dr. Sebastian. Zwei Jahre bin ich jetzt hier und habe Tag für Tag ihre Unfreundlichkeiten, Ihre falschen Anschuldigungen und Launen ertragen. Ich kann nicht mehr.«

»So«, sagt er überrascht und läßt sich in den Sessel fallen. »Wenn Sie mir das vor einer Woche gesagt hätten – na Sie wissen schon, als die leidige Sache mit dem Vorgang Krause war – da hätte ich das verstanden. Oder hängt Ihr Entschluß mit diesem Vorfall zusammen?«

»Nicht direkt. Schließlich war das nur ein Vorfall von vielen. Den Ausschlag hat eine Predigt gegeben, die ich gestern gehört habe.«

»Das begreife ich nicht. Nervös klopfte er mit den Fingern auf die Tischplatte. »Was hab ich denn mit einer Predigt zu tun?«

»Das ist nicht so leicht zu erklären«, beginnt sie zögernd, wird dann aber immer mutiger: »Unser Pfarrer hat die Ansicht vertreten, daß man auch dann vergeben muß, wenn der andere nicht darum bittet. Das empfand ich als Zumutung. Vieles von dem, was sich in den letzten zwei Jahren hier abgespielt hat, ist mir dabei eingefallen. Und plötzlich konnte ich gar nicht verstehen, daß ich es überhaupt solange hier ausgehalten habe. Die Predigt hat bei mir jedenfalls genau das Gegenteil von dem bewirkt, was der Pfarrer wollte: nicht Vergebung, sondern Empörung.«

Eine Weile starrte er sie nur an. »Ich habe Verständnis für Sie«, beginnt er langsam. »Wirklich. Solange wie Sie

hat es in den letzten zehn Jahren keine Sekretärin bei mir ausgehalten. Ich habe Ihre Ruhe oft bewundert. Aber jetzt resignieren auch Sie.

Die Wahrheit ist, daß ich mich einfach nicht entschuldigen kann. Natürlich tat es mir leid, als ich den Ordner anschließend in meinem Schreibtisch fand, aber ich kann es nicht aussprechen. Ich habe es nie gekonnt. Nie gelernt. Ich war gewohnt, zu befehlen, nicht mich zu entschuldigen. Und ich fürchte, ich werde es auch nicht mehr lernen. – Aber ich verliere Sie sehr ungern. Könnten Sie es sich nicht doch noch einmal überlegen?«

Ursula Weichert sieht ihn an. Sie bemerkt die unausgesprochene Bitte um Vergebung in seinen Augen. So hat sie ihn in diesen zwei Jahren noch nie erlebt.

Einige Augenblicke zögert sie noch mit der Antwort. Dann greift sie nach dem Ordner auf dem Tisch. »Ich werde bleiben«, sagt sie.

»Aber jetzt habe ich vergessen, welchen Termin ich vorschlagen sollte. War es der 20.?«

(Vorlesezeit 5 Minuten)

Gerhild Wahl

Man kann dafür beten, daß andere Menschen sich ändern. Oder man kann für sie Segen erbitten:

***Im Segen steckt
die Kraft von...***



In Washington kannte ich eine Familie, die große Spannungen durchzuhalten hatte, weil eine Tante beständig an den Kindern herumnörgelte. Ellen, die Mutter, betete

seit langem darum, daß Gott die Tante von ihrem überkritischen Verhalten heilen möge. Aber es geschah nichts. Ellen wurde immer empfindlicher.

Ich kannte Ellen seit vielen Jahren, und so begann sie eines Nachmittags, als sie ein geliehenes Buch zurückbrachte, über ihr Problem zu sprechen.

»Ich bin ein richtiges Wrack geworden«, sagte sie. »Ich fühle mich wie ein Ball, der zwischen den Kindern und der Tante hin- und hergestoßen wird.«

Mitten im Gespräch kam mir plötzlich ein Gedanke:

»Du hast Gott gebeten, das Verhalten deiner Tante zu ändern, und du sagst, daß sie kritischer ist als je zuvor. Nun, warum gibst du den Versuch, die Tante zu verändern, nicht auf und bittest Gott, sie zu segnen – in allem und jedem?«

Ellen sah erstaunt auf. »Du meinst, ich sollte Gott bitten, die Tante zu segnen, ohne danach zu fragen, ob sie es verdient oder nicht?«

Bevor ich antworten konnte, fuhr meine Freundin nachdenklich fort: »Du hast recht. Ich nehme an, keiner von uns verdient irgend etwas von Gott, oder?«

»Genau das dachte ich«, bestätigte ich. »Nichts, was wir je tun könnten, wäre gut genug, auch nur einen Schnippel aus seiner Hand zu verdienen.«

»Dann laß uns deinen Vorschlag erproben, Catherine. Aber dann müssen wir auf der Stelle gemeinsam dafür beten.«

»Laß uns das tun«, sagte ich. »Aber du darfst nicht vergessen, Ellen: Wenn du Gott bittest, jemanden zu segnen, dann sagst du in Wirklichkeit: ›Mache ihn glücklich.‹ Das ist der genaue Sinn von Segen in der Bibel – Glück.«

Soweit ich mich erinnern kann, betete Ellen folgendermaßen: »Herr, ich weiß, daß wir nach deinem Willen in unserem Hause glücklicher sein sollen, als wir es jetzt sind. Ich weiß auch, daß dies nicht sein kann, solange auch nur einer von uns unglücklich ist. Segne die Tante

jetzt in jeder Hinsicht, in der sie es braucht. Hilf den Kindern, sie zu lieben und zu achten – und zeige mir, wie ich freundlicher zu ihr sein kann. Amen.«

Eine Woche später rief mich meine Freundin an. Sie sagte, daß ihr Gebet tagtäglich auf überwältigende Weise erhört worden sei.

»Die Atmosphäre hier zu Hause hat sich völlig verändert. Du wirst es wissen: diese Sache mit dem Segen ist Dynamit. Aber ich kann noch nicht verstehen, warum dieses Gebet erhört wurde, während Gott keines der früheren beantwortet hat. Wieso ist soviel Kraft in einer Bitte um Freude für einen anderen?«

Vielleicht sind wir deshalb so überrascht, wenn sich Gott aufmacht und jemanden segnet, wenn wir ihn darum bitten, weil wir uns Jesus in erster Linie als »den Mann der Schmerzen« vorstellen.

Aber keine düstere Persönlichkeit hätte je kleine Kinder an sich ziehen können. Nur ein Mann, der das Leben so hoch einschätzte und sich selbst »das Leben« nannte, konnte so rauhe Fischer als seine Jünger an sich binden. Trauer konnte nicht anhalten, wenn ein Mensch fröhlich seine Krücken fortwarf oder ein Aussätziger lobend und singend seines Weges zog, um den Priestern seine gesunde Haut zu zeigen.

Vergessen wir es nicht: Wo die Evangelien berichten, daß Jesus auf eine Beerdigung traf, sorgte er jedesmal für eine radikale Veränderung der Situation.

Gewiß hat Jesus die Fragen und Enttäuschungen des Lebens nüchtern gesehen. »In der Welt habt ihr Angst«, sagt er zu seinen Jüngern. »Aber«, fuhr er fort, »seid getrost; ich habe die Welt überwunden.« Mit anderen Worten: Habt Mut! Das Schlimmste, was die Welt tun kann, ist für mich nicht unüberwindlich.

Die wahre Quelle der Freude Jesu wird uns in jenen unvergeßlichen Worten beschrieben, die der Psalmsänger zuerst aussprach und die Jahrhunderte später der Verfasser des Hebräerbriefes wieder aufnahm: »Du

(Christus) hast Gerechtigkeit geliebt und Ungerechtigkeit gehaßt; deshalb hat dich dein Gott gesalbt mit dem Öl der Freude vor deinen Genossen.«

Er, der keine Sünde kannte und selber die Gerechtigkeit ist, hatte einen Charakter, der vor Freude funkelte und überfloß, wie es keiner von uns nachmachen kann. Wie konnte es auch anders sein!

Das ist auch der Grund, weshalb das Gebet des frohen Segnens nicht von unseren Verdiensten oder von dem Mangel des zu Segnenden abhängt. Jesus allein ist der eine Gerechte und deshalb schließlich der einzige Frohe. Aber diese Freude will er mit allen teilen, die sie haben wollen.

Nun beginnen wir zu verstehen, warum meine Freundin Ellen auf festem Grund stand, als sie die »Würdigkeit« der Tante nicht zur Bedingung ihrer Bitte um den Segen machte. Sie kannte Jesu Aufforderung: »Liebet eure Feinde . . . segnet, die euch fluchen!«

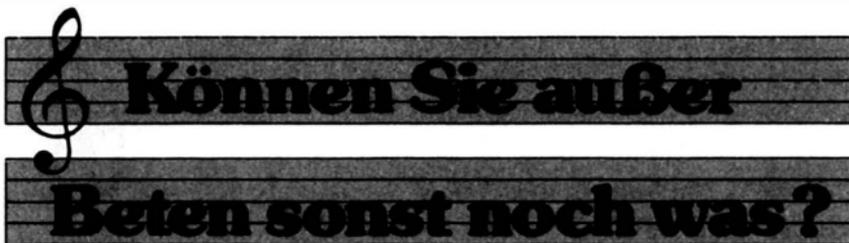
Sobald wir beginnen, ihm zu gehorchen, finden wir heraus, daß das Segnen jener, die uns Schwierigkeiten bereiten, und die Antwort auf diese Schwierigkeiten Hand in Hand gehen.

(Vorlesezeit 7 Minuten)

Catherine Marshall



Klavierbaumeister Knoll soll einen total verhunzten Flügel wieder in Ordnung bringen. Da erklärt er den verblüfften Herren von der Konzertdirektion, daß er sich dabei nicht nur auf seine Fachkenntnisse verlassen will:



Eine Konzertdirektion war in großen Nöten. Ihr kostbarer Steinway-Flügel war verstimmt; offensichtlich hatte ihn ein Klavierstimmer total »vermurkst«. Daraufhin wandte man sich direkt an die Firma Steinway und bat um Empfehlung eines versierten Klavierbaumeisters, der den Flügel wieder in Ordnung bringen könnte. Die Firma Steinway empfahl Klavierbaumeister Knoll.

Als der sich den Flügel angesehen hatte, waren die gespannten Gesichter der Herren der Konzertdirektion auf ihn gerichtet. Sie bangten um den Verlust weiterer 20 000 DM. (Einmal hatten sie den Betrag bereits eingebüßt, weil ein Pianist es abgelehnt hatte, auf diesem Flügel ein Konzert zu geben und abgereist war.)

In die erwartungsvollen Gesichter hinein sagte Knoll: »Mit Gottes Hilfe will ich versuchen, ihn wieder hinzubekommen.«

Die Herren von der Konzertdirektion sahen sich ratlos an. »Können Sie denn außer Beten sonst noch was?« fragten sie. »Sicher«, antwortete unser Klavierbaumeister, »aber der Flügel ist so verhunzt, daß meine Fachkenntnisse allein nicht ausreichen. Außerdem bin ich es gewohnt, meine berufliche Arbeit unter den Segen Got-

tes zu stellen, der mir auch bei meinen täglichen Aufgaben helfen kann.«

»Nun ja«, stotterten die Herren Direktoren; dann gaben sie ihm zögernd den Auftrag.

Nach zwei Tagen harter Arbeit war der Flügel wieder in Ordnung gebracht, gerade zur rechten Zeit. Als der berühmte Pianist Alexis Weißenberg anreiste, wartete man gespannt auf sein Urteil. Nach der ersten Probe war er des Lobes voll: »Der Flügel ist ausgezeichnet.« Erleichtert wischten sich die Herren von der Direktion den Schweiß von der Stirn und schüttelten dem Klavierbaumeister, der nicht nur auf sein fachliches Können, sondern vor allem auf Gott vertraute, die Hand.

Als der Pianist die Geschichte hörte, lud er unseren Klavierbaumeister spontan zu seinem nächsten Konzert nach Paris ein.

Die Reise nach Paris war dem Klavierbaumeister zugefallen. Sein Gottvertrauen nicht. Auf einer Skiwanderung erzählte er mir, daß er seine erste Frau nach zehnjähriger Ehe hatte hergeben müssen; sie starb an Krebs. Aufgrund einer Briefwechselanzeige in der Zeitschrift »Neues Leben« lernte er dann seine jetzige Frau kennen, mit der er nun auch schon wieder zehn Jahre verheiratet ist und zwei Kinder hat.

Die Frage: »Können Sie außer Beten sonst noch was?« ist sicher berechtigt. Denn wir sind zum »Beten und Arbeiten« aufgefordert. Und sicher wird es uns nicht gelingen, im Leben alles so hinzukriegen, daß es »stimmt« wie jener Flügel. Aber dieses Erlebnis kann uns Mut machen, auch in unserem Alltag, bei jeder Arbeit, die wir zu verrichten haben, um Gottes Hilfe zu bitten und mit seinem Beistand zu rechnen. Und das dürfen die Menschen in unserer Umgebung ruhig merken.

»Wurfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat« (Hebräer 10, 35).

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Herbert Müller



Auch Lehrer machen Fehler

Das ist nichts Neues und nichts Besonderes. Aber es wäre schlimm, wenn es alltäglich wäre. Und so ärgerte ich mich, als Simone behauptete: »Sie haben mir was angestrichen, was nicht falsch ist.«

»So, was denn?«

Sie fing an, die Schreibweise eines Wortes zu verteidigen, das ich als falsch angestrichen hatte. Im Nu teilte sich die Klasse: viele unterstützten sie, andere widersprachen energisch.

»Ruhe«, sagte ich, »wir sehen im Duden nach.« Simone hatte sich getäuscht.

Ich dachte an die Rückgabe des letzten Aufsatzes und sah einen Zusammenhang. Auch damals hatte es Diskussionen gegeben, und zwar über ein ganz alltägliches Wort, genaugenommen über zwei Worte: so daß. Ich hatte es überall als Fehler angestrichen, wo es auseinandergeschrieben wurde. Und sie waren empört. Aber ich verteidigte meinen Standpunkt energisch und ließ mich erst vom Duden überzeugen: »so daß« immer getrennt.

Mein Irrtum war mir unerklärlich. Doch schon am nächsten Tag bei meiner Bibellese (und das ist keine

Bibel aus alten Zeiten!) entdeckte ich die Ursache: sodaß immer zusammen. Natürlich hätte ich nun in der nächsten Unterrichtsstunde meinen Irrtum begründen können. Aber das wollte ich nicht. Fehler dieser Art waren bisher nicht vorgekommen. Warum also sollte ich mich verteidigen? Auch Lehrermachen Fehler. Aber nun schienen sie generell an meinen Rechtschreibfähigkeiten zu zweifeln, wie das Beispiel mit Simone bewies. Denn früher hatte es praktisch nie Diskussionen über meine Korrekturen gegeben. In ging zu meiner Tasche und nahm meine Bibel heraus. (Daß ich sie an diesem Tag dabei hatte, lag daran, daß ich in der Freistunde etwas ausarbeiten wollte. Zufall?) »Die Sache mit dem ›so daß‹ scheint euch doch sehr beschäftigt zu haben«, begann ich. »Und jetzt denkt ihr, ich könnte mich regelmäßig irren. Stimmt's?« Sie nickten. »Damals wußte ich auch nicht gleich, wie ich zu meiner falschen Einstellung gekommen bin. Aber schon am nächsten Tag entdeckte ich den Grund: In meiner Bibel wird nämlich ›sodaß‹ zusammengeschrieben. Und wenn man etwas ständig liest, dann prägt es sich ein, auch wenn es falsch ist. Und in diesem Fall vielleicht besonders. Denn die Bibel ist ein Buch, das ich sehr liebe und von dessen Wahrheitsgehalt ich überzeugt bin.«

Es war nicht schwer, in der Bibel sofort eine Seite mit »sodaß« zu finden. Und so ging ich mit der Bibel durch die Reihen. Sie wurden ganz still und betrachteten die aufgeschlagenen Seiten mit den angestrichenen Versen.

Es war eine ganz neue Erfahrung: auf diese Weise hatte ich meinen Glauben noch nie vor einer Klasse bekannt.

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Gerhild Wahl



Seitdem rechne ich täglich in allen Lebensbereichen mit dieser ungeheuren Kraft:

Ein Arzt begegnet



einer neuen Therapie

Als junger Medizinstudent glaubte ich an den Sozialismus und opferte dieser Ideologie einen großen Teil meiner Freizeit. Ich war von der Idee gepackt, einen besseren Menschen und eine glückliche Zukunft zu schaffen, natürlich ohne Gott.

Ein sonderbarer Patient

Gegen Ende des Studiums begegnete ich im Spital einem Patienten, der mich stark beeindruckte. Er war als schwerer Alkoholiker tief heruntergekommen gewesen und erklärte mir im Gespräch, er sei durch den Glauben an Jesus Christus vom Alkohol frei geworden.

Innerlich habe ich ihn damals belächelt, denn ich hatte andere Therapien gegen den Alkoholismus gelernt. Dieser Mann strahlte aber eine Fröhlichkeit aus, die sich bald auf die ganze Abteilung übertrug. Zum Abschied schenkte er mir eine Studienbibel und lud mich zu sich nach Hause ein.

In den folgenden Wochen trafen wir uns häufig, und dabei entbrannten heftige Diskussionen um die Bibel, die ich als Wissenschaftler natürlich ablehnte. Obwohl

ich mich immer als »Sieger« fühlte, hatte er mir etwas voraus, das man am besten mit Frieden und Vertrauen umschreibt.

Begegnung mit Gott

Während einer vierwöchigen Praxisvertretung las ich abends ein Büchlein, das er mir vorher geschenkt hatte, mit dem Titel »Wie komme ich zu Gott?« Als ich die letzte Seite beendet und das Büchlein zugeklappt hatte, wußte ich im gleichen Augenblick, daß Jesus Christus lebt. Meine bisherige Weltanschauung brach wie ein Kartenhaus zusammen, und ich sah den Herrn vor mir, der schon lange auf mich gewartet hatte. Noch etwas zaghaft und erschrocken bat ich ihn, in mein Herz zu kommen und mein Leben in die Hand zu nehmen.

Veränderter Alltag: Jesus ist mein Chefarzt

Von diesem Moment an glaubte ich an die Bibel als Gottes Wort. Mein Alltag hat sich seither nicht wesentlich verändert, aber sein Kleid wurde gewechselt. Jeder Morgen beginnt mit einem Bibelabschnitt und einem Gebet. Die Sorgen werden dadurch nicht kleiner, aber ich kann sie Gott hinlegen, der jedesmal eine Lösung weiß, auch bei medizinischen Problemen.

Kürzlich erkrankte eine befreundete Nachbarin, die ebenfalls das neue Leben in Christus empfangen hat. Ihr Hausarzt stellte eine Gelbsucht, Lungenentzündung und Hirnhautentzündung fest und wollte sie am nächsten Morgen ins Spital einweisen. Während der Nacht bekam sie plötzlich schwere Atemnot und fürchtete zu ersticken. Da erinnerte sie sich an die Bibelstelle (Jak. 5, 14), wo es heißt, bei einer Erkrankung sollen die Ältesten der

Gemeinde über dem Patienten beten. Mitten in der Nacht wurden darauf die Vorsteher der Gemeinde gerufen, welche sogleich kamen und gemeinsam beteten. Kaum waren sie wieder auf dem Heimweg, konnte die erkrankte Frau durchatmen und hatte eine ruhige Nacht. Als sie am anderen Morgen im Spital untersucht wurde, fanden die Ärzte nur noch eine leichte Gelbsucht und standen vor einem Rätsel. Deshalb ist Jesus Christus mein Chefarzt in allen Disziplinen, auch für unheilbare Krankheiten.

Ich rechne täglich mit dieser ungeheuren Kraft, nicht nur im Beruf, auch in allen anderen Lebensbereichen. Gott freut sich, wenn wir Unmögliches von ihm erwarten. Falls Sie den Herrn Jesus Christus noch nicht kennen, so rufen Sie ihn einfach an, und er wird Ihnen antworten. Er hat versprochen, jedem, der anklopft, die Türe weit zu öffnen. Klopfen Sie laut an. Es lohnt sich, denn Jesus Christus zu kennen, heißt leben!

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Dr. med. Hein Lüscher

Für Frauen ist es oft mindestens ebenso schwer wie für Männer, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Arbeit und Stille zu finden:

***Ich habe Maria
noch nie gemocht***

Es war ja nett, daß der Pastor mich besucht hat. Schließlich hat er viel zu tun, sein Terminplan ist immer voll. Ich hoffe auch, daß ich ihm mit meinem Reden nicht zu sehr

auf die Nerven gegangen bin. Aber wann hört mir schon mal jemand richtig zu?

Ich glaube, er hat auch nicht richtig zugehört. Sicher arbeiteten hinter seiner Stirn die Gedanken an seiner Sonntagspredigt, an der nächsten Konferenz, an Bibelstunden und Seelsorge-Gesprächen. Was ging ihn auch mein Kleinkram an? Ich bin hier im Krankenhaus gut versorgt, und meine Familie wird die Zeit auch irgendwie überstehen. Ja, ja – irgendwie! Ich will ja nicht ungerecht sein. Es ist ja auch nicht seine Aufgabe, über dieses ›Irgendwie‹ nachzudenken – aber das hätte er dann nicht zum Schluß sagen dürfen, nein, das nicht.

»Nutzen Sie jetzt Ihre Maria-Zeit, ich wünsche Ihnen viel Segen dazu!« Dann ist er gegangen. Ob er das zu jedem Kranken sagt? So nach dem Grundsatz: Gott nimmt sie beiseite in die Stille, damit sie zur Ruhe kommen können, unabhängig vom Streß des Alltags.

Nein, Herr Pastor, das hätten Sie nicht sagen dürfen. Sie haben also doch nicht richtig zugehört, haben doch nicht gespürt, wie weh es in mir ist. Wissen Sie, wenn Sie jetzt noch an meinem Bett säßen – und vor allem, wenn ich den Mut finden würde –, was ich dann zu Ihnen sagen würde?

Ich würde Ihnen sagen, daß ich Maria noch nie gemocht habe! Und wenn Sie dann wirklich zuhören würden, dann könnte ich Ihnen vielleicht auch den Grund sagen.

Wissen Sie, warum Maria zu Jesu Füßen hat sitzen können? Weil da eben eine Martha war, die die ganze Arbeit für sie gemacht hat. Und die Marias haben es immer verstanden, den Marthas die ganze Arbeit zu überlassen.

Meine Schwester war ja so begabt, sie durfte lernen. Aber die Hausarbeit mußte auch gemacht werden; unsere kranke Mutter schaffte sie nicht. Und wenn ich manchmal meutern wollte, dann tröstete man mich: »Ach, laß die Kleine man über den Büchern sitzen, du

bist viel praktischer veranlagt, dir geht alles viel besser von der Hand.« Raffiniert, dieser Trost, nicht wahr? Aber die geistige Leistung der Schwester war das Aushängeschild der Familie.

Und später? Immer wenn jemand fehlte, der die Kinder während eines besonderen Gottesdienstes betreuen konnte, dann besann man sich darauf, wie gut ich mit Kindern umgehen konnte. Getrost konnte man dann selber an den geistlichen Segnungen teilhaben. Oft, wenn ich müde und ausgepumpt die kleinen Quälgeister bei ihren Müttern ablieferte, bekam ich die Worte zu hören: »Sie haben wirklich etwas versäumt, es war eine erhebende Veranstaltung.«

Und wie oft habe ich es von der Kanzel gehört: Zur Stille müßt ihr kommen, das gute Teil müßt ihr erwählen. Wie steht es mit eurer stillen Zeit?

Und wenn man wirklich schüchtern mal gewagt hatte zu fragen, wie man das denn macht, dann bekam man zu hören: Einteilung ist alles! Es liegt eben alles an der richtigen Planung und Einteilung.

Nun frage ich Sie, Herr Pastor, wie soll ich das zerschundene Knie meines Jüngsten einplanen?

Oder meinen Sie, die Nierenkoliken meines Mannes kommen nach Berechnung? Wie soll ich Stille halten, wenn immer wieder das Telefon klingelt, der Älteste wieder eine Fünf auszubügeln hat, das Meerschweinchen operiert werden muß und Kindertränen fließen, weil der schönste Fisch im Aquarium gestorben ist? Wird das alles eingeteilt und eingeplant?

›Man muß auch mal Nein sagen können«, meinen Sie?

Ach, und wie oft sind Sie selber gekommen und haben gefragt, ob ich nicht dieses oder jenes schnell übernehmen könnte, diese Arbeit läge mir ja so, dazu sei ich doch recht begabt?

Ich habe ja nichts gegen Arbeit, sogar nicht einmal etwas gegen sehr viel Arbeit. Aber meinen Sie nicht auch, Herr Pastor, ein wenig Lob, ein wenig Anerken-

nung haben auch die verdient, die es den anderen erst einmal ermöglichen, immer wieder Maria zu sein?

Eben war die Schwester hier und hat den Kopf geschüttelt, daß ich einen so hohen Puls habe und meine Temperatur wieder gestiegen ist. Auch daß ich geweint habe, hat sie gesehen.

»Es ist schwer für einen aktiven Menschen wie Sie, sich mit der auferzwungenen Ruhe abzufinden, aber Sie müssen es versuchen, zur wirklichen Ruhe zu kommen, sonst können Sie nicht gesund werden.« Dann lächelte sie. Es war ein wissendes Lächeln, und es hat mir so wohl getan.

Ich bin ja nur eifersüchtig auf Maria. Ich möchte ja so gerne auch dieses bessere Teil haben, Zeit haben, auf Jesus zu hören, Zeit haben – und jetzt hat man mir alles aus der Hand genommen. Jetzt müssen andere für mich planen, denken und arbeiten – jetzt habe ich Zeit, Zeit, an Maria vorbeizusehen – Zeit, dem Meister stillezuhalten.

Herr, ich bitte dich, segne mir diese Zeit der erzwungenen Ruhe, segne mir diese Maria-Zeit, damit ich Freude und neue Kraft schöpfen kann und so zu einem echten Verhältnis zwischen Arbeit und Stille finde – denn hier steht es ja: »Jesus aber hatte Maria lieb . . .«

(Vorlesezeit 7 Minuten)

Anni Falk



Auch Frauen, die an Jesus Christus glauben, reagieren manchmal »unmöglich«:

Die "Anderen" haben es viel besser

Es ist 11 Uhr vormittags; ich gehe im Eiltempo einkaufen. Bei meinem großen Haushalt bleibt mir für die täglichen Besorgungen nicht viel Zeit. Am Nachmittag habe ich zwei Verabredungen einzuhalten, und am Abend wartet dann wieder die übliche Arbeit auf mich: das Abendessen machen, die Kinder bitten, ihre Schultaschen zu richten, mit den Kindern Gymnastik treiben, weil sie alle was am Knochenbau haben, dafür sorgen, daß sie rechtzeitig ins Bett kommen, einschließlich der Prozedur im Badezimmer und des Vorbereitens der Hosen, Hemden, Blusen und Röcke für den nächsten Tag.

Als ich zum Bäcker hinüberspringe, sehe ich eine Frau aus unserer Gemeinde mit Mann und Kind im Auto vorbeifahren. Da ich ihre Verhältnisse kenne, denke ich sofort: Aha, er hat Urlaub, und nun fahren sie in die Stadt und machen sich einen schönen Tag. Sie gehen gepflegt essen und erledigen in Ruhe ihre Einkäufe. Es gibt nun einmal Leute, bei denen man den Eindruck hat, daß sie auf Rosen gebettet sind. Sicher haben sie auch manchmal Probleme und Schwierigkeiten. Aber es geht immer gut aus.

Blitzschnell stelle ich Vergleiche an. Mein Mann wird seinen Urlaub in diesem Jahr dazu benutzen, um Hausfrau zu spielen, weil ich für kurze Zeit ins Krankenhaus

muß. Zum Essen auszugehen, können wir uns nicht leisten. Und unsere Einkäufe machen wir eben so, wie ich es gerade an mir selbst erfahre. Außerdem gibt es bei uns ständig Probleme, und sie gehen keineswegs immer gut aus.

Ich schaue dem Auto nach und beneide die Frau, die im schönen Kleid und sorgfältig frisiert davonfährt, und meine Gedanken gegenüber Gott sind nicht gerade freundlich. Dabei habe ich schon vor vielen Jahren mein Leben bewußt unter die Führung Gottes gestellt und seitdem viel mit Jesus erlebt. Ich werde neidisch, obwohl mir Jesus auch in unangenehmen Situationen immer wieder geholfen hat.

Als ich dann beim Mittagessen die Kinder beobachte, später den Geschirrspüler einräume und noch einmal kontrollierend durch die Zimmer gehe, da schäme ich mich unendlich. Ein Satz fällt mir ein, den mein erster Seelsorger mir einmal gesagt hat: »Was ist es, wenn es mich betrifft – ein Abgrund voller Sündengift.« Damals habe ich das nicht begriffen. Heute verstehe ich es.

Ich bat die Kinder, mich zehn Minuten nicht zu stören und ging ins Wohnzimmer. Und dort sagte ich Jesus alles. Alles, was ich an mir selbst entdeckt hatte. Ich bat ihn um Vergebung für meine bösen Gedanken, für meinen Neid, für meinen Groll gegen ihn. Alle meine Probleme breitete ich vor ihm aus. Erleichtert kehrte ich dann zu meiner Tagesarbeit zurück.

Auch wir Frauen, die an Jesus glauben, sind manchmal unmöglich! Am Abend erzählte ich alles meinem Mann. Es tat mir gut, mein Versagen auch noch vor einem Menschen auszusprechen, der mich verstand.

Ich hatte eine entscheidende Lektion gelernt. Beim nächstenmal, wenn ich wieder auf andere Menschen schielen will, werde ich mich an diesen Tag erinnern. Und hoffentlich werde ich Jesus ganz schnell um Hilfe bitten.

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Friedrun Silcher

Viele Dinge, die uns heute das Leben schwer machen, werden wir schon morgen vergessen haben. Und oft gehen sie ganz anders aus, als wir befürchten:

Alles was Sie brauchen, ist etwas mehr Gottvertrauen

»Gehen Sie nur hinauf, Mutter ist oben«, sagte die Bäuerin.

Ich stieg die knarrenden Stiegen hoch. Diesmal mit schwerem Herzen, denn große Sorgen bedrückten mich, ließen mich nicht zur Ruhe kommen.

Die weit über achtzigjährige Bäuerin saß auf ihrem altmodischen Plüschsofa und schaute mir über ihren Brillenrand hinweg entgegen. Neben ihr lag das Gesangbuch.

»Fehlt ihnen etwas?« fragte sie. »Sie kommen mir so bedrückt vor.«

Ich rede sonst nicht über meinen Kummer. Aber diesmal sprudelten die Worte nur so aus mir heraus. Ich brauchte einfach einen Menschen, dem ich meine Sorgen und Befürchtungen anvertrauen konnte.

Die Altbäuerin strickte gelassen an dem Schal für ihren Urenkel. »Man muß Geduld haben«, gab sie lediglich zur Antwort, dann schwieg sie wieder.

»Aber ich habe keine Geduld. Manchmal meine ich, ich kann es nicht mehr ertragen«, protestierte ich.

Die alte Frau hob den Blick von ihren Nadeln: »Was Sie heute beunruhigt, haben Sie vermutlich schon in

einem Jahr, vielleicht viel eher vergessen. Alles, was Sie brauchen, ist ein bißchen mehr Gottvertrauen.

Sehen Sie, früher, als junge Frau, habe ich Tagebuch geführt. Bei den vielen Kindern und mit dem Vieh im Stall gab es immer irgendwelchen Kummer, den ich zunächst sehr sorgfältig und regelmäßig in meinem Buch festhielt. Eines Tages hörte ich dann auf, weitere Eintragungen zu machen. Ich war abends einfach zu müde.

Jahre später, als ich die Schubladen aufräumte, entdeckte ich das Buch wieder. Ich blätterte darin, und was meinen Sie, wie oft ich beim Lesen den Kopf geschüttelt habe. Es war kaum zu fassen, um was ich mich da alles gesorgt hatte – vergeblich, versteht sich. Es war alles ganz anders gekommen, als ich vermutete.«

Die Bäuerin legte das Strickzeug beiseite und faßte nach meiner Hand. »Erst damals habe ich so richtig begriffen«, fuhr sie fort, »was Jesus gemeint hat, als er sagte: ›Sorget nicht‹. Und von da an habe ich mir gesagt: Ängstige dich nicht, tu deine Pflicht und überlasse das Kommando Gott. Vertraue auf ihn, was auch geschehen mag; denn was wissen wir schon von Gottes Führung?«

Nachdenklich verließ ich das Haus. Ich wußte plötzlich, was manche Alten vielen von uns voraushaben, was sie gelassener und zufriedener erscheinen läßt. Und ich begriff, was ihnen hilft, Schweres geduldiger und besser zu ertragen. Es war jenes »Mehr« an Gottvertrauen.

Und ich sagte mir: Gut, bei den Alten ist es gereift und in vielen Situationen bewährt. Aber deswegen darf ich Gott ganz genauso vertrauen. Auch wenn es nicht immer leicht ist und ich immer wieder einen neuen Anlauf nehmen muß.

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Ilse Schweizer



Bevor wir andere verurteilen, sollten wir erst einmal versuchen, uns in ihre Lage zu versetzen:



AUSGERECHNET DIE!

»Daß ich ausgerechnet diese Frau Landgraf hier treffen muß«, denke ich, als ich das Zimmer einer Bekannten betrete, der ich einen Krankenbesuch machen will. Aber da ich nun schon einmal hier bin, muß ich wohl oder übel »gute Miene zum bösen Spiel machen«. Doch eins steht fest: Ich werde mich so schnell wie möglich wieder absetzen, denn mit dieser Frau will ich nichts mehr zu tun haben. Schon ihr Anblick verursacht mir Magendrücken. Natürlich hat sie mich damals mit ihren Worten absichtlich verletzen wollen. Sie hat mich nicht kritisiert, um mir zu helfen, sondern ihre Kritik war von jener Boshaftigkeit, die manchen Menschen Spaß zu machen scheint.

Eins weiß ich: Die Kranke darf von unserem Streit nichts spüren, ich muß mich beherrschen. Schwer genug für mich, wenn ich mit ansehen muß, wie scheinheilig sich diese Person gibt. Jetzt ist sie in der Küche und schält der Patientin eine Apfelsine. Für uns kocht sie Tee. Nun bin ich sogar gezwungen, mich mit ihr an einen Tisch zu setzen.

Meine Gedanken wandern hin und her. Dabei versuche ich mich, so gut es eben geht, mit der Patientin zu unterhalten. Sie scheint auch wirklich nichts davon zu spüren, daß hier zwei »Feindinnen« aufeinander gestoßen sind.

Auch später beim Tee plaudert sie unbefangen. Als sie schließlich in einer Mappe kramt, um uns einige Fotos zu zeigen, geschieht etwas, was ich nicht für möglich gehalten hätte.

Frau Landgraf streckt mir unterm Tisch die Hand entgegen. Ihr Händedruck scheint mich um Verzeihung zu bitten. Nun, wenn sie glaubt, sie kann mich auf diese Weise versöhnen, so ist sie auf dem Holzweg. Ich will meine Hand zurückziehen. Doch in diesem Moment fällt mir die Mahnung meiner Großmutter ein.

»Kind«, pflegte sie zu sagen, »bevor du verurteilst, versuche dich erst einmal in die Lage deines Gegenübers zu versetzen. Auch die schlimmste Boshaftigkeit hat eine Vorgeschichte.«

Und plötzlich weiß ich, womit ich sie damals so gereizt haben muß. Spontan erwidere ich ihren Händedruck.

Unsere Gastgeberin legt die Mappe aus der Hand und lächelt. »Wie wäre es mit einem Glas Traubensaft? Möchten Sie . . .?«

Wir möchten. Es gibt nur wenig auf dieser Welt, das so befreiend auf unser Gemüt wirkt, wie überwundener Haß.

Mir wird erneut bewußt, wie gut es Christus mit uns gemeint hat, als er uns aufforderte, unseren Feinden zu vergeben. Und sie zu lieben.

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Ilse Schweizer



Wir meinen manchmal, Gesundheit sei alles, und ohne Gesundheit sei alles nichts. Aber oft erleben Kranke ein völlig neues Gefühl von Dankbarkeit:



*Jeder Tag
ist ein
GESCHENK*

Ich stehe am Flughafen und erwarte die Maschine aus Nürnberg. Ein wenig bange ist mir schon, denn die Freundin, die mich besuchen will, ist krank. Sterbenskrank, wie ich weiß. Ihre Tage seien gezählt, meinen die Ärzte, und sie weiß es ebenfalls. Ich aber quäle mich mit der Frage, wie ich mich verhalten soll: Was kann ich sagen und tun, um zu trösten, ohne banal zu werden?

Dann entdecke ich sie unter den Passagieren. Wie früher kommt sie mit strahlendem Gesicht auf mich zu.

»Ich bin so froh, daß mir diese Reise vergönnt ist«, sagt sie später im Taxi, »daß ich das alles hier noch einmal sehen darf.«

Sie ist zu bewundern, denke ich, als wir scherzend miteinander plaudern, Erinnerungen ausgraben, unsere Schwächen und kleinen Fehler gegenseitig bspötteln. Es ist genau wie früher zwischen uns. Und es ist immer schön, mit einem Menschen zusammen zu sein, mit dem man gemeinsam jung gewesen ist. Man kennt sich und kann übereinander lächeln. Eine Maske ist nicht nötig. Die Freundin war schon immer ein tapferer und fröhlicher Mensch. Selbstmitleid war ihr fremd.

Jetzt, an der Pforte des Todes, hat sich das kein

bißchen geändert. Trotz ihrer Beschwerden, der Behinderungen und Beschränkungen, die ihr auferlegt sind, packt sie ihre Wolle aus und schildert mir mit viel Phantasie, wie sie sich das Kleid vorstellt, das sie für ihre Tochter strickt.

Am Abend, eine Platte mit guter Musik liegt auf, werden wir doch nachdenklich. »Ach«, meint sie, »an mir gibt es nichts zu bewundern, es ist mein Naturell, das mir hilft, Schweres zu ertragen. Und ich danke Gott dafür, daß er mir diese Veranlagung in die Wiege gelegt hat. Im großen und ganzen verkrachte ich alles ganz gut, und es gibt sogar einiges, was ich neu entdeckte. Früher meinte ich immer: Gesundheit ist alles. Und ohne Gesundheit ist alles nichts. Aber das stimmt nicht. Während all der Jahre, in denen ich gesund war, bin ich kein einziges Mal morgens so voll Dankbarkeit aufgewacht wie jetzt.

Früher war ich der Meinung, das Leben sei mir dieses und jenes schuldig. Heute betrachte ich jeden neuen Tag als ein Geschenk. Sicher, wenn ich nachts wach werde, komme ich schon mal ins Grübeln. Aber dann rufe ich mich wieder zur Ordnung und sage mir: Auf Gott kannst du dich verlassen. Er macht keine Fehler. Das Warum und Wozu erfährst du noch früh genug. Und dann gelingt es mir wirklich, alle schlimmen Gedanken abzuschütteln und wieder einzuschlafen.

Ohne das Vertrauen in Gott allerdings wäre alles hoffnungslos. Die eigentliche Not des Menschen liegt da, wo er nicht glauben kann oder nicht glauben will.«

In dieser Nacht liege ich lange wach. Da habe ich mir den Kopf zerbrochen, wie ich meine kranke Freundin trösten könnte. Nun ist sie es, die mich aufgerichtet hat: mich, die ich trotz meiner Gesundheit oft so undankbar und mißmutig mein Tagewerk beginne.

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Ilse Thränhardt

Eine Missionarin gerät in eine schwierige Situation, die sie total überfordert. Und gerade darin erfährt sie, daß sie nicht allein ist:

In allen Schwierigkeiten ist Jesus bei mir

Eine Missionarin hatte in Afrika eine sehr schwere Krisenzeit durchzustehen. Ihr Mann hatte die einsame Station in Zaire gerade verlassen und eine längere Missionsreise angetreten, als eins der Kinder an Lungenentzündung erkrankte. Bei zwei anderen Kindern zeigten sich kurz darauf ähnliche Symptome.

Die Mutter war verzweifelt. Wie sollte sie die gesamte Verantwortung tragen: die Pflege der Kinder bei Tag und Nacht, die Sorge um ihren Mann?

Schließlich nahm dann alles doch einen glücklichen Ausgang. Die Kinder erholten sich, der Vater kam wohlbehalten von seiner Reise zurück.

»Wie haben Sie das alles nur überstanden?« wurde die Missionarin später gefragt. »Sicher haben Sie fortwährend gebetet.«

»Ach, das habe ich eigentlich nicht«, gestand diese. »Ich war viel zu erschöpft, um noch Gebete zu formulieren. Wie ein Automat verrichtete ich eine Arbeit nach der anderen. Und Gott, dessen bin ich sicher, hat es verstanden, denn ich fühlte seine Gegenwart.

Er schenkte mir einen einfachen Satz, der mich Tag und Nacht aufrecht hielt. Ich habe ihn immer wieder vor

mich hingesagt: ›In all diesen Schwierigkeiten ist Jesus bei mir!‹«

Jesus hat uns zugesagt, daß er »jeden Tag«, in jeder Situation bei uns sein will. Er hat sich nie dagegen gewandt, daß wir als verantwortliche Menschen für bestimmte Situationen Vorkehrungen treffen. Aber er hat etwas dagegen, daß wir uns von unseren Sorgen zerfressen lassen; er sagt: »Sorget nichts!«

Ist das nicht eine weltfremde Anweisung? Haben wir uns nicht auf Schritt und Tritt mit Problemen herumzuschlagen: mit Schwierigkeiten und ungelösten Fragen?

Jeder von uns weiß, daß genau so die Wirklichkeit unseres Alltags aussieht. Und Gott widerspricht dem nicht. Er möchte vielmehr, daß wir in all diesen Lagen ihm vertrauen lernen.

Das entbindet uns nicht von eigenem Handeln; aber er läßt uns in unseren Entscheidungen nicht allein; im Vertrauen auf seine Nähe empfangen wir neue Kraft und Zuversicht.

»Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.« Er hat seine eigenen Gedanken mit uns, und er schreibt die Geschichte unseres Lebens. Oft verstehen wir die Wege nicht, die er uns führt, die Probleme, denen er uns aussetzt. Aber auch dann dürfen wir darauf vertrauen, daß er es mit jedem von uns gut meint.

Und jeder von uns, der sich heute mit besonderen Schwierigkeiten herumzuschlagen hat, darf den schlichten Satz, den jene Missionarin empfing, auch als sich selbst gegeben immer neu und fröhlich wiederholen: »In all diesen Schwierigkeiten ist Jesus bei mir!«

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Margret Schneider



Er war ein einfacher alter Mann. Aber er kannte das Geheimnis der Gemeinschaft mit Jesus:

Der Besucher des alten Jim

Der Pastor einer Gemeinde in Kenia wurde auf einen etwas vernachlässigt wirkenden alten Mann aufmerksam, der jeden Tag um 12 Uhr mittags die Kirche betrat und sie ziemlich schnell wieder verließ. Auf die Frage, was er denn in der Kirche tue, antwortete der Alte: »Ich gehe hinein, um zu beten.«

Auf die verwunderte Gegenfrage: »Aber du bist niemals lange genug drin, um beten zu können«, erklärte der alte Mann: »Ich kann kein langes Gebet sprechen, aber ich komme jeden Tag um 12 Uhr vorbei und sage: ›Jesus, hier ist Jim‹, dann warte ich eine Minute, und er hört mich.«

Einige Zeit später kam der alte Jim wegen einer Beinverletzung ins Krankenhaus. Man stellte fest, daß er einen heilsamen Einfluß auf die anderen Kranken ausübte. Die Nörgler wurden freundlicher, und es wurde auch viel gelacht in diesem Zimmer.

»Jim«, sagte die Stationsschwester eines Tages zu ihm, »die anderen Männer sagen, daß du diese Veränderung auf der Station herbeigeführt hast. Du bist immer glücklich.«

»Ja, Schwester, ich kann nichts dafür, daß ich immer glücklich bin. Das kommt durch meinen Besucher.«

Die Schwester hatte bei Jim noch nie einen Besucher

gesehen, denn er hatte keine Verwandten und auch keine engeren Freunde.

»Dein Besucher?« fragte sie, »wann kommt er denn?«

»Jeden Tag um 12 Uhr mittags«, antwortete Jim. »Er kommt, steht am Fußende meines Bettes und sagt: ›Jim, hier ist Jesus.««

Jim hatte niemals Gelegenheit gehabt, eine Schule zu besuchen, aber er hat gelernt, in so enger Gemeinschaft mit Jesus zu leben, daß er zu jeder Zeit mit ihm reden konnte.

(Vorlesezeit 3 Minuten)

Aus: »War Cry«, Kenia

Oft wohnt das Schöne dort, wo wir es am wenigsten vermuten:

Der alte Fischer



Unser Haus lag direkt dem Eingang des Martin-Luther-Krankenhauses in B. gegenüber. Wir wohnten im Erdgeschoß und vermieteten die oberen Räume an ambulante Patienten der Klinik.

An einem Sommerabend, als ich gerade das Abendbrot zubereitete, klopfte es an der Tür. Ich öffnete und sah mich einem wirklich entsetzlich aussehenden Mann gegenüber.

Der ist ja kaum größer als unser Achtjähriger, dachte ich, während ich den gebeugten, eingeschrumpften Körper anstarrte. Das Furchtbarste war sein Gesicht – geschwollen und verzerrt, das rohe Fleisch sichtbar. Seine Stimme jedoch klang angenehm: »Ich wollte fragen, ob Sie für eine Nacht ein Zimmer haben. Ich bin heute morgen zur Behandlung in die Stadt gekommen, und der nächste Bus zurück fährt erst morgen früh.«

Seit Mittag hatte er ohne Erfolg nach einem Zimmer gesucht. »Das liegt wohl an meinem Gesicht«, erklärte er. »Ich weiß, es sieht furchtbar aus. Aber mein Arzt sagt, noch ein paar Behandlungen, und . . .«.

Ich zögerte einen Augenblick, aber seine nächsten Worte überzeugten mich: »Ich kann gern auf dem Schaukelstuhl auf der Veranda schlafen. Mein Bus fährt schon sehr früh.«

Ich sagte, ich würde schon ein Bett für ihn finden; er solle sich so lange auf der Veranda ausruhen. Dann kehrte ich in die Küche zurück und machte das Abendbrot fertig. Ich fragte den alten Mann, ob er mit uns essen wolle. Aber er wehrte ab: »Nein, danke, ich bin versorgt.« Dabei hielt er einen braunen Papierbeutel hoch.

Nachdem ich das Geschirr abgewaschen hatte, ging ich auf die Veranda hinaus, um mich ein paar Minuten mit ihm zu unterhalten. Ich konnte bald feststellen, daß in dem winzigen Körper des alten Mannes ein »großes« Herz schlug. Er sei Fischer von Beruf, erzählte er, und müsse auch seine Tochter, fünf Kinder und ihren kranken Mann ernähren, der durch eine Rückenverletzung hoffnungslos verküppelt sei. Seine Worte klangen keineswegs klagend. In jedem zweiten Satz dankte er Gott für eine positive Erfahrung. Er war dankbar, daß seine Krankheit, offenbar eine Art Hautkrebs, nicht mit Schmerzen verbunden war. Er dankte Gott, daß er ihm die Kraft gab, um weiterarbeiten zu können.

Für die Nacht stellten wir im Kinderzimmer ein Feldbett für ihn auf. Als ich am nächsten Morgen nach ihm

sah, waren die Bettücher sauber zusammengelegt, und der alte Mann saß auf der Veranda. Er wollte kein Frühstück. Aber kurz bevor er gehen mußte, um seinen Bus zu erreichen, fragte er stockend, als ob er um einen großen Gefallen bäte: »Kann ich das nächste Mal wieder hier übernachten? Ich werde keine Umstände machen, ich kann ruhig auf einem Stuhl schlafen.« Er zögerte einen Augenblick. »Ihre Kinder waren sehr gastfreundlich. Erwachsene stört mein Gesicht. Aber Kinder scheinen sich nichts daraus zu machen.«

Ich sagte ihm, er sei jederzeit willkommen. Das nächste Mal kam er schon morgens kurz nach sieben. Als Geschenk brachte er einige Fische und in einem Beutel wunderbar frische Austern mit, wie ich sie bis dahin nie gesehen hatte. Er habe sie erst am Morgen vor der Abfahrt aus der Schale genommen, erklärte er.

In den Jahren, in denen er bei uns übernachtete, kam er nicht ein einziges Mal ohne Fische, Austern oder frisches Gemüse aus seinem Garten. In der Zwischenzeit erhielten wir von ihm Postpakete, immer per Eilboten: Fische und Austern, dazu frischen jungen Spinat oder anderes Gemüse. Wir wußten, daß er arm war und bis zur Post eine gute halbe Stunde zu gehen hatte. Deshalb waren uns diese Geschenke doppelt wertvoll.

Immer wenn ich eine dieser kleinen Aufmerksamkeiten erhielt, mußte ich an die Bemerkung meiner Nachbarin denken. Als er nach der ersten Übernachtung bei uns morgens das Haus verlassen hatte, meinte sie: »Haben Sie diesen häßlichen Mann wirklich bei sich übernachten lassen? Ich habe ihn abgewiesen. Man kann andere Gäste verlieren, wenn man solche Leute aufnimmt.«

Vielleicht haben wir wirklich ein paarmal andere Gäste verloren. Aber ich wünschte, diese hätten ihn kennenlernen können; vielleicht wäre ihre Krankheit dann leichter für sie zu ertragen gewesen. Ich weiß, daß unsere Familie immer dankbar dafür sein wird, daß sie ihn

kennengelernt hat. Wir haben von ihm gelernt, was es heißt, Schwierigkeiten ohne Klagen und Gutes mit Dank gegenüber Gott anzunehmen.

Vor kurzem besuchte ich eine gute Bekannte, die ein Gewächshaus besitzt. Sie zeigte mir ihre Blumen. Die schönste war eine goldgelbe Chrysantheme in praller Blüte. Zu meinem Erstaunen war sie in einem alten, zerbeulten und rostigen Eimer eingetopft. Wenn dies meine Pflanze wäre, dachte ich, würde ich sie in den schönsten Behälter tun. Aber meine Bekannte belehrte mich eines besseren.

»Ich hatte keine Töpfe mehr«, erklärte sie, »und da ich wußte, wie schön diese Blume sein würde, war ich überzeugt, daß es ihr nichts ausmachen würde, in diesem alten Eimer zu wachsen. Es ist ja nur vorübergehend, bis ich sie im Garten auspflanzen kann.«

Sie muß sich gewundert haben, warum ich daraufhin fröhlich lachte. Aber ich stellte mir eine ähnliche Szene im Himmel vor. »Hier ist eine besonders schöne Seele«, würde Gott vielleicht gesagt haben, als er den Fischer sah. »Ihr wird es nichts ausmachen, in diesem kleinen Körper anzufangen.«

Aber das ist lange her. Wie groß und schön wird dieser Mensch wohl einst in Gottes Garten stehen.

(Vorlesezeit 6 Minuten)

H.-B. Brühl



Ein Strafgefangener begreift das Pfingstwunder:



...die
ändert nur
noch Gott

Lange, für die Ungeduld eines Journalisten viel zu lange, habe ich warten müssen, bis ich die Erlaubnis erhielt, das Gefängnis in T. zu besichtigen.

Doch nun, da sich die kleine Pforte in dem riesigen Eisentor endlich hinter mir schließt, trete ich nur zögernd ein. Menschen hinter Gittern, für Monate und Jahre mit sich allein, abgeschieden von der Welt, eingesperrt in enge Zellen . . . Der Beamte, der mich führt, bleibt stehen, als wir durch einen langen Korridor kommen. Er öffnet mit einem Steckschlüssel ein vergittertes Fenster und läßt mich hinausschauen auf einen Innenhof. Dort dreht sich ein unheimliches Karussell.

Paarweise gehen die Gefangenen im Kreis. Viele sind »in den besten Jahren«. Wie grausam hört sich das hier an! Einige haben einen schleppenden Gang und ausdruckslose, entseelte Gesichter. Andere schwatzen munter und unbeschwert mit ihrem Nachbarn, als ob die Strafe sie nicht berühre, die Mauer, an der sie entlang traben, nicht bedrücke. »Es ist eine ganze Menge begabter Burschen darunter, die es im Leben hätten zu etwas bringen können«, sagt der Wachtmeister. »Der kleine dort zum Beispiel. Da werden Sie Augen machen, was der für Bilder malt.«

Der Wachtmeister hat nicht übertrieben. Das Bild, das er nachher in seinem Dienstzimmer hinter einem

Schrank hervorzieht, schlägt mich sofort in seinen Bann. In einer ganz eigenwilligen Manier, mit betörenden Farben gemalt, stehen zwölf Männer im Kreis und blicken bestürzt nach oben. Ihr Haar ist zerzaust, die Gesichter sind eingetaucht in strahlendes, buntes Licht, das in den Farben des Regenbogens von oben einfällt, die Augen der Männer weit aufgerissen und von überdimensionaler Größe. Das Erregendste an dem Bild aber ist die besondere Optik. Man hat den Eindruck, daß man von oben her, wie von einem Turm, in die Gesichter blickt.

»Pfingsten« nennt er das Bild«, sagt der Beamte. »Er hat es für unsere Anstaltskirche gemalt, aber er darf es nicht aufhängen.«

»Nicht aufhängen?« erwidere ich. »Natürlich hängen Sie das auf! Um dieses Bild wird Sie jede Kirchengemeinde beneiden. Das ist von einer unerhörten Ausdruckskraft.«

»Das schon«, sagt der Wachtmeister, »aber das sind ja alles Mitgefangene, die er da gemalt hat.« Er zeigt auf die einzelnen Köpfe: »Das ist ein Automatendieb, das ein Wechselfälscher und der da ein regelrechter Asozialer.«

Ich merke dem Wachtmeister an, daß er jetzt erwartet, daß ich meine Abscheu über dieses frevelhafte Tun zum Ausdruck bringe. Er ist sichtlich schockiert, als ich einwende: »Gewiß hat er hier keine anderen Leute gehabt, die ihm Modell sitzen konnten.«

»Nein, nein, so ist das nicht«, hält mir der Beamte entgegen. »Es gibt hier auch kleine Missetäter, Gestrauchelte, die das erste Mal hier sind. Aber er hat sich gerade die allerschlimmsten ausgesucht. Das ist das Empörende!«

Nach ein paar Telefongesprächen mit höheren Gefängnisbeamten darf ich mit dem Maler sprechen: »Keine Angst!« sage ich. »Ich werde Ihren Namen nicht nennen. Aber ich hätte gern ein paar Fragen an Sie gerichtet, denn ihr Bild ist das Tollste, was ich bei dieser

Besichtigung zu sehen bekam.«

Er beantwortet meine Fragen willig und ohne Scheu.

»Was ich mir dabei gedacht habe? Genau das, was die Bibel von Pfingsten berichtet. Daß Gottes Heiliger Geist Herzen und Sinne vollständig erneuert und Menschen radikal umwandelt. Daß durch diese Macht Sünder selig werden.« Er sieht mich fragend an. »Kennen Sie nicht den Pfingstchoral: ›Zeuch ein zu deinen Toren‹?«

»Natürlich kenne ich ihn.«

»Na also«, sagt er. »Dann kennen Sie doch auch den herrlichen Vers: ›Ich war ein wilder Reben. Du hast mich gut gemacht. Der Tod durchdrang mein Leben. Du hast ihn umgebracht.««

Ich bin überrascht, daß sich ein Sträfling so in Bibel und Gesangbuch auskennt; aber ich bin nicht ganz davon überzeugt, daß das, was er sagt, auch echt ist. Es geht ihm ein bißchen zu flüssig über die Zunge. Deshalb attackiere ich ihn jetzt schärfer: »Die Männer, die beim ersten Pfingstfest versammelt waren, waren fromme Männer, das kann man aber doch wohl beim besten Willen nicht von denen da sagen, die Sie gemalt haben.«

Da habe ich ihn aber getroffen!

»Wissen Sie, was Pfingsten ist?« legt er los. »Pfingsten ist eine Zusage, daß alles anders wird. Den Frommen, die schon alles haben, braucht man diese Zusage nicht zu machen. Aber denen, die an sich verzweifeln, denen muß man zeigen, daß es auch für sie einen neuen Anfang gibt.«

Aber auch ich lasse nicht locker. »Schön und gut«, sage ich. »Doch man erzählte mir, Sie hätten sich für dieses Bild gerade die Schlimmsten unter ihren Mitgefangenen ausgesucht. Können Sie nicht verstehen, daß die Anstalt darin eine besondere Bosheit und die Kirche vielleicht einen Frevel erblickt?«

Doch ich komme nicht gegen ihn an. »Pfingsten ist ein Wunder«, erwidert er. »Und wenn ich das zum Ausdruck

bringen will, dann muß ich solche Männer malen, die nur noch durch ein Wunder geändert werden können. Die kleinen Sünder kann auch die eigene Frau ändern. Die ändert mitunter sogar schon das Gefängnis. Aber die ganz großen, die ändert nur noch Gott.«

Ich merke, daß er mit sich kämpft. Dann klopft er wortlos auf eine Stelle des Bildes, und da fällt mir auf, daß er sich selbst mitgemalt hat. »Die ganz großen«, wiederholt er noch einmal, »die ändert nur Gott.«

Da kann ich nichts mehr fragen. Da kann ich im Weggehen nur noch zu mir sagen: »Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.«

(Vorlesezeit 7 Minuten)

Rudolf Hempel

*Marion und Hans suchen nach einem Vermögen.
Aber sie finden etwas ganz anderes:*

Das ungewöhnliche **TESTAMENT**

»Eigenartig ist das ja, in einem fremden Haushalt herumzuwühlen und die Hinterlassenschaft zu ordnen«, sagt Marion zu ihrem Schwager Hans.

»Du hast vergessen, daß wir auch nach einem Testament suchen. Sonst würdest du dir doch kaum die Mühe machen und die ganzen Papiere durchsehen«, antwortet dieser zynisch.

»Du irrst, mein Lieber«, erwidert sie ebenso spöttisch, »für uns ist es schließlich besser, wenn wir keins finden. Am Ende steht sonst nur drin, daß sie alles irgendeinem religiösen Verein vermacht hat – und du könntest es nicht einmal anfechten. Sie war im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte; jeder würde das bestätigen. Sie war ja nicht einmal krank bevor sie starb. Einschlafen, sterben – einfach so. Aber jetzt kann wenigstens keiner behaupten, wir hätten ihren Nachlaß nicht gewissenhaft nach einem Testament durchsucht.«

»Wenn sie tatsächlich alles einer religiösen Vereinigung oder der Kirche vermacht hat, dann hätte sie ihr Testament bestimmt bei einem Notar hinterlegt. Es wäre ihr viel zu unsicher gewesen, es hier im Hause aufzubewahren. – Nein, die Sorge habe ich nicht. Eher schon, daß ich nichts bekomme. Für mich hatte sie ja nicht viel übrig.«

»Kein Wunder, bei deinem Lebenswandel. Aber schließlich war deine Frau immer ihr Liebling. Schon deshalb hast du nichts zu befürchten. Eher gehe ich leer aus. Sie hatte nie Verständnis dafür, daß man heute zum Zusammenleben nicht unbedingt einen Trauschein benötigt.«

Eine Weile durchsuchen beide schweigend die Schubladen. »Was machen wir nur mit dem ganzen Zeug«, fragt Marion, nachdem sie wieder mit einer fertig ist. »Fragen, ob es jemand will, und wenn nicht, na dann . . .«

»Ist das nicht pietätlos?« befürchtet Marion.

»Kannst du dir vorstellen, daß noch jemand Wert auf diese Sachen legt?« zerstreut Hans diese Bedenken.

»Sieh mal«, sagt Marion plötzlich, als sie die nächste Schublade durchsieht. »Hier liegt ein kleines Buch mit einem Blatt Papier, auf dem stehen unsere Namen.«

»Zeig her, das ist bestimmt das Testament«, behauptet Hans und möchte ihr das kleine Buch am liebsten aus der Hand reißen.

»Testament? Nein, das Buch sieht wie ein Kalender aus, nur mit Bibelsprüchen. ›Losungen‹ steht drauf. Nein, nein, das Blatt ist kein Testament. Aber unsere Namen stehen drauf und Stichworte hinter jedem. Guck dir das an, sie wußte über alle Bescheid.«

»Nun gib doch endlich her«, bittet Hans gereizt. Er nimmt das Büchlein in die Hand, blättert darin, sieht sich das gefaltete Blatt genauer an und verfärbt sich.

»Jetzt bist du sicher erschrocken, weil sie alles über dich wußte«, deutet Marion seinen Gesichtsausdruck.

»Ach Blödsinn. Ich überlege, warum dieser Zettel in einem solchen Buch liegt. Das hat doch einen Grund.«

»Sieht aus, als hätte sie es immer beim Essen gelesen«, bemerkt Marion und deutet auf die vielen Flecken, die das Blatt mit den Namen unansehnlich machen. Aber Hans gibt darauf keine Antwort. Er starrt immer nur auf die Namen, die bekannten und unbekanntes.

»Ich glaub, ich hab's« erklärt er schließlich nachdenklich, »das war ihr Gebetbuch. Sie hat für uns gebetet, und die Flecken sehen mir eher nach Tränenspuren aus.«

»Du bist ja sentimental«, stellt Marion überrascht fest, als der Schwager sich umdreht und die Nase putzt. »Das hätte ich dir gar nicht zugetraut.«

»Ach, laß doch deine spöttischen Bemerkungen. Du hast ja keine Ahnung. Mit mir ist es abwärtsgegangen, jawohl. Beruflich und privat. Gemerkt hat das von euch bis jetzt keiner. Selbst Bettina ist nichts aufgefallen. Aber sie ist ja nur noch mit den Kindern und der Mode beschäftigt. Das Leben hat mich angeekelt, jawohl. Ich habe schon öfter daran gedacht, einfach mit allem Schluß zu machen – und nun entdecke ich hier, daß jemand wahrscheinlich jeden Tag für mich gebetet hat.«

Beide haben überhört, daß die Tür des Nebenzimmers geöffnet wurde. Bettina ist eingetreten.

»Habt ihr etwa das Testament gefunden?« fragt sie erschrocken, als sie ihren Mann und die Schwester

scheinbar deprimiert vorfindet. »Also hatte Marion doch recht«, gibt sie sich selbst die Antwort, »ich wollte es ja nicht glauben. Also doch irgendein kirchlicher Verein, der alles erbt.«

»Ist doch nicht wahr«, weist sie ihr Mann ärgerlich zurecht. »Sieh dir das an, dein Name steht auch drauf. Das war ihr Erbe. Jeden Tag hat sie für uns gebetet, daß wir mit Gott und unserem Leben in Ordnung kommen. Sie hat sicher gar nicht an ein Testament gedacht. Was aus uns wird, wenn sie tot ist, das war ihr wichtiger, als was aus ihrem Haus oder ihrem Geld wird.

Und wirklich, ich denke, sie hat das nicht umsonst getan«, fügt er leise hinzu.

(Vorlesezeit 6 Minuten)

Gerhild Wahl



Der Himmel auf Erden?

3

Auch in christlichen Familien wird mit Wasser gekocht

Weil Jesus unser Freudenmeister ist, dürfen wir in den kleinen Münzen alltäglicher Freude am anderen üben, was Gott an uns getan hat:



Die Meisterschule der Ehe

In unserer Verlobungszeit sprach meine Frau den Wunsch aus, daß in unseren Eheringen neben dem Vornamen ein Dreieck eingraviert würde. Nicht als magisches Zeichen. Es sollte ein Symbol für unseren Ehebund sein: Christus die Spitze des Dreiecks und wir beide die unteren Ecken. Gemeint war das im Sinne von Römer 15, 7: »Nehmet einander an, gleichwie uns Christus angenommen hat zu Gottes Lob.« In seiner

Meisterschule üben wir uns als Eheleute, denen Gott drei Kinder schenkte, nun schon 37 Jahre. Es ist ein Gottesgeschenk, daß wir einander haben dürfen und einer dem andern immer unentbehrlicher wird.

Die tragende Liebe

Da ist zunächst die tragende Liebe im Sinn von Galater 6, 2: »Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.« Eine von Gott gemeinte Ehe darf Lastenträrgemeinschaft sein. Einer darf dem andern die Last leichter und den Tag schöner machen. Ein Bild aus der Gefangenschaft kommt mir dabei immer in Erinnerung. Ich war an einem Sägegatter als Hilfsarbeiter eingesetzt. Wir mußten manchmal schwere Holzstücke tragen. Oft faßte dann einer mit zu und trug auf seiner Schulter das Ende des Holzstammes. Es war noch derselbe Stamm, aber nur halb so schwer, weil zwei trugen.

In meinem Elternhaus erlebte ich einmal, wie mein Vater, der sonst immer froh und munter war, verdrießlich von der Fabrik nach Hause kam. Meine Mutter fragte ihn: »Welchen Kummer hast du?« Darauf die Antwort: »Es gab Ärger in der Fabrik.« Nun sagte meine Mutter: »Du bist nicht mehr in der Fabrik, sondern jetzt hier bei uns zu Hause.« Daraufhin wurde mein Vater wieder froh. Also hatte meine Mutter mit einem schlichten Satz ihm ein Stück Last abgenommen. So einfach kann das Gesetz Christi erfüllt werden.

Es gibt auch schwere Lasten, oft seelischer Art, wo wir manchmal nur durch fürbittendes Begleiten und schenkende Aufmerksamkeit dem andern die Last etwas erträglicher machen können. Es gibt auch Krankheits- und Alterslast. Ein Rektor sagte mir: »Meine Frau ist schon jahrelang krank, und ich darf nun schon mehrere Jahre Diakon meiner kranken Frau sein.« Welch ein

schönes Wort! Die tragende Liebe gehört zu den Adelszeichen einer gesegneten Ehe.

Die ehrende Liebe

Dazu kommt die ehrende Liebe. Wie schön formuliert Luther in der Erklärung zum 6. Gebot, daß ein jeder sein Gemahl lieben und ehren soll. Liebe ohne Ehrerbietung kann ein bloßes Glühwürmchenidyll sein, Ehrerbietung ohne Liebe eine eiskalte Angelegenheit. Im Liebhaben und Ehren steckt das Geheimnis einer guten Ehe. Diese beiden bilden die Brennpunkte in einer Ellipse. Wir können gar nicht genug erfindersich sein in der ehrenden Liebe. Dazu gehören die sogenannten Selbstverständlichkeiten.

Eine Frau berichtete mir aus ihrer zwanzigjährigen Ehe, daß ihr Mann sich noch nie für das Essen bedankt habe. Wie schade! Wir sollten keine Gelegenheit versäumen, Danke zu sagen. Hierher gehört auch ein anerkennendes Wort, wenn die Frau die Wohnung schön hergerichtet hat oder dem Mann in seinem Beruf etwas gelungen ist. Wir haben ja alle einen Werthunger in uns. Im Zeitalter der Masse kann einen die Bedeutungslosigkeit des eigenen Lebens geradezu anfallen. Wie ermutigend wirkt es, wenn ich einem Menschen etwas bedeute.

Sartre läßt in einem seiner Zeitstücke jemanden sagen: »Ich wäre so gerne jemandem bedeutend gewesen, aber nun komme ich mir vor wie ein ausgelaufenes Ei.«

Gerade auch ältere Eheleute sollten in den Tagen, wo der Schmelz der Jugend nicht mehr da ist, sich einander mit der ehrenden Liebe beschenken. Das kann auch auf humorvolle Weise geschehen. Ich war einmal zu Gast bei einem Missionsehepaar, das im Ruhestand lebte. Die Frau hatte wegen einer Kur längere Zeit auswärts

sein müssen. Nun war sie wieder zu Haus, mußte aber noch viel ruhen. Der Missionar geleitete mich in das Krankenzimmer und sagte zu mir, wobei er seiner Frau einen schelmischen Blick zuwarf: »Man sollte gar nicht meinen, Bruder Deitenbeck, daß man so eine alte Schachtel so vermissen würde.« Die Frau wußte, daß das ein verstecktes Liebesgeständnis war. Sie strahlte über das ganze Gesicht.

Die frohmachende Liebe

Die frohmachende Liebe sucht dem Ehepartner im Sinne von 2. Korinther 1, 24 ein Gehilfe der Freude zu werden. Gelegentlich beobachte ich, daß ein Mann am Sonnabend, wenn Markttag ist, mit einem Blumenstrauß heimkehrt, um seiner Frau eine Freude zu machen. Wir sollten so etwas nicht nur bei festlichen Anlässen tun. Wir hungern ja alle nach Freude. Das Freudemachen ist keine Sache eines großen Geldbeutels, sondern die Kunst einer erfinderischen Liebe. Mit der kleinsten Aufmerksamkeit kann ich dem Nächsten den Tag heller machen. Weil Jesus unser Freudenmeister ist, darf ich in den kleinen Münzen alltäglicher Freude am andern üben, was Gott an mir getan hat. Matthias Claudius, der bekannte Volksdichter, war in seinem Haus ein solcher Bote der Freude. Immer wieder wußte er ein kleines Fest zu gestalten. Wenn das erste Grün im Frühjahr kam, machte er ein Grünstümpelfest. Wenn der erste Schnee gefallen war, wurde ein Schneefest gefeiert. Der erste Zahn beim kleinen Kind wurde Anlaß zum Feiern. Claudius dichtete einmal:

Hurra, hurra, der erste weiße Zahn ist da . . .
Der Zahn soll Alexander heißen,
Gott geb ihm kräftig was damit zu beißen!

Welch ein sonniger Humor! Wenn ein Zahn gezogen

werden mußte, gab es ein Zahnziehfest. Der Vater wollte damit den Schmerz des Zahnziehens erleichtern.

Die vergebende Liebe

Das Wichtigste ist die vergebende Liebe. Gottes Wort mahnt uns, daß wir einander vergeben sollen, wie Christus uns vergeben hat. Und wie nötig haben wir als Eheleute die vergebende Liebe! Man kann jahrelang verheiratet sein und doch immer schmerzlich seinen eigenen Egoismus erfahren.

Wie schnell ist ein unbedachtes Wort gesagt. Wie leicht hat man etwas vergessen, was nicht übersehen werden durfte. Wie kann man aneinander schuldig werden! Der Teufel hat vielfältige Möglichkeiten, um eine glückliche Ehe innerlich auszuhöhlen. Er ist der Durcheinanderwerfer im großen Format. Er ist der Unfriedensstifter. In dem hautnahen Miteinander der Eheleute gibt es mancherlei Herausforderungen und Reibungen, die aus dem Inneren oder durch äußere Umstände kommen. Es kann uns demütigen, wenn wir noch in älteren Jahren einander mit einem stichelnden Wort verletzen. Wie gut, daß es die Vergebung der Sünden gibt! Ich erlebte einmal als Junge mit, wie an einem Abend zwischen Vater und Mutter eine Mißstimmung stand. Sie schwiegen sich eine halbe Stunde lang an. Ich spürte, daß es kein gutes Schweigen war. Schließlich ging mein Vater auf meine Mutter zu, gab ihr die Hand mit den Worten: »Verzeih mir – wir gehören doch zusammen!« Sofort war die Luft wieder rein.

Wie wichtig ist für Eheleute, daß wir das Bibelwort beherzigen: »Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen.« Wir sollen also keine Mißstimmung in die Nacht hineinnehmen. Es gibt Schweige-Ehen, wo Menschen sich wochenlang kein Wort gönnen. Schrecklich! Dabei ist das Leben so kurz, selbst wenn es über die

goldene Hochzeit hinausreicht.

Ich habe in meinem Elternhaus an dem Zusammenleben meiner Eltern viel für unsere eigene Ehe gelernt. Wir lernen niemals aus in der hohen Schule der Ehe. Aber wo Jesus in der Mitte ist, darf wunderbare Gemeinschaft wachsen.

(Vorlesezeit 11 Minuten)

Paul Deitenbeck

Ein junger Mann wurde trotz vielen Betens seinen Jähzorn nicht los. Da gab ihm der bekannte Prediger Spurgeon einen Rat:



**Warum gleich
"auf die Palme
gehen"?**

Es hatte geknallt! Zwar waren keine Türen geflogen, aber auch Worte können wie Geschosse sein.

Die junge Frau: sehr empfindlich, leicht verletzbar und nachtragend. Der junge Mann: unkompliziert, ruhig und gelassen, ein wenig phlegmatisch.

Im Zusammenleben gab es viele Gelegenheiten, in denen die Frau explodierte! Sie erkannte bald, daß sie sich ändern müsse, wenn die Ehe geraten sollte. Sie gab sich redlich Mühe, betete auch darum, daß sie nicht immer so schnell »auf die Palme ging«. Sie setzte alle Kraft ein und war nicht wenig stolz, als sie den Ärger

beim nächsten Mal hinunterschlucken konnte.

Bald kam die nächste Probe auf's Exempel. Es gelang wieder. Aber nun drückte das »Hinuntergeschuckte« schon erheblich mehr im Magen, denn nichts war vergessen und vergeben! Und dann geschah das Unglück zum drittenmal.

Da erinnerte sich die junge Frau an die Geschichte eines Lehrers. Er war zum Glauben an Jesus gekommen. Aber damit war sein Jähzorn, unter dem er sehr litt, nicht überwunden. Er wurde einfach nicht damit fertig. Alles Beten half ihm nicht. Da gab ihm sein Seelsorger – es war Spurgeon – einen hilfreichen Rat. Er schrieb ihm: »In dem Augenblick, in dem dein Jähzorn hochkommt, schrei zu Jesus: ›Herr Jesus, halt die Nägel fest, womit mein alter Mensch ans Kreuz genagelt ist!‹ Denn Jesus hat deinen Jähzorn mit in seinen Tod genommen!«

Die junge Frau wollte diesen Rat an sich ausprobieren. Wenn der Lehrer mit seinem Jähzorn durch den Glaubensblick auf Jesus fertig geworden war, dann mußte es auch ihr helfen.

Die Gelegenheit kam schneller, als sie dachte. Schon spürte sie wieder das empfindliche dicke Ich rebellieren, die Zunge war bereit, sich zu wehren, da schrie sie in ihrem Herzen: Halt die Nägel fest! – und der Ärger ebte ab, das Herz wurde still, die Zunge regte sich nicht, aber eine unaussprechlich große Freude erfüllte ihr Herz, weil Jesus über ihr Temperament gesiegt hatte.

Seither hat sie es über viele Jahre in unzähligen Gelegenheiten erprobt: Der Glaubensblick auf Jesus – in dem Gefahrenmoment, wenn das Böse in ihr die Oberhand gewinnen will –, schenkt Sieg und Freude!

Man muß es ausprobieren! Dann drückt es auch nicht mehr im Magen.

(Vorlesezeit 3 Minuten)

M. J.



Eine Frau findet »Erfüllung und Freude ihres Lebens«:



Elf Kinder suchen eine Mutter

Es ist ein großes Wort, wenn jemand das von sich behauptet. Die Frau, die es tut, ist seit zwei Jahren verheiratet. Unwillkürlich denkt man an junges Glück und große Liebe, stellt sich strahlende junge Menschen in einer hübschen, modernen Wohnung vor.

Nun, um die große Liebe handelt es sich auf jeden Fall. Aber sie hat einen ungewöhnlichen Akzent; denn sie gehört einem Mann und elf Kindern zwischen zwei und sechzehn Jahren. Und das große Glück spielt sich in einem kleinen, abgelegenen Dorf, in einem alten Bauernhaus ab, wo manches fehlt, was für viele selbstverständlich wäre.

Das Ganze ist keine alltägliche Geschichte. Sie hat einen traurigen Anfang. Trotz aller ärztlichen Bemühungen stirbt eine Mutter nach der Geburt ihres elften Kindes. Ihr letzter Wunsch ist, daß deshalb die Kinder nicht getrennt werden müssen. Der Vater gibt seine Arbeit auf und versucht, für die sechs Mädchen und vier Jungen zu sorgen. Das Baby kommt in ein Säuglingsheim.

Das ungewöhnliche Schicksal wird hier und da bekannt, von einigen Zeitungen aufgegriffen – vielleicht in der Absicht, der schwer getroffenen Familie zu helfen. Aber für die entscheidende Hilfe sorgt Gott.

Man hört oder liest manchmal, daß Gott einen Men-

schen durch eine Predigt, einen Zeitschriftenartikel, eine Radiosendung oder ein schlichtes Kalenderblatt zu einem besonderen Dienst beruft. Hier benutzte er kein christliches Gemeindeblatt, sondern die »Bildpost«.

In diesem Blatt liest eine Kindergärtnerin, weit vom Schauplatz entfernt, wenige Tage vor Weihnachten vom Schicksal dieses Mannes und seiner elf Kinder. Was sie erfährt, trifft sie. Ihr wird klar, daß Gott sie ruft, daß er ihr diese große Aufgabe übertragen will. Und sie freut sich.

Es handelt sich um eine Frau, die seit zwanzig Jahren in einem schönen Beruf arbeitet, unabhängig und selbständig ist, die gut verdient und sich »selbst verwirklichen kann«, wie man es heute für notwendig und wichtig hält. Eigentlich hatte sie sich schon lange eine Familie, »einen Tisch voll« eigener Kinder, gewünscht. Es war bisher nicht dazu gekommen, und nun war es fast schon zu spät.

Die Frau tut die nächsten Schritte. Am folgenden Tag schreibt sie an den Familienvater, zwei Wochen später fährt sie in die ihr völlig fremde Gegend. Was sie dort sieht und erlebt, schreckt sie weder ab, noch läßt es sie zögern.

Die eigenen Geschwister können sie nicht verstehen. Vielleicht fallen Sätze wie: »Wie kann man nur so dumm sein! Wer lädt sich denn solche Lasten auf!« Auch sie selbst stellt sich Fragen: nach dem Risiko dieses Schrittes; nach dem Problem, Stiefmutter zu sein; ob die eigenen Kräfte angesichts der vielen Arbeit wohl ausreichen? Aber sie läßt sich nicht irritieren. Manchmal gibt man nach außen kein gutes Bild ab, wirkt ungeschickt, wenn man Gott gehorcht.

Der Entschluß jener Frau bleibt fest. Sie will den Weg gehen, den Gott ihr gezeigt hat: will ihn gern und mit Freude gehen. Sie kündigt ihre bisherige Stellung, löst sich aus dem gewohnten Lebenskreis. Nach knapp einem halben Jahr ist Hochzeit, und sie zieht als Frau und Mutter in das alte Haus ein.

Das ist jetzt zwei Jahre her. »Früher habe ich etwa soviel verdient und für mich selbst ausgegeben, wie wir jetzt alle zusammen zum Leben haben«, bemerkt sie beiläufig, als wir sie besuchen. Aber ihre Augen leuchten dabei. Alles ist einfach, sauber. Man sieht die liebevolle Hand der Hausfrau und Mutter an den bemalten Fensterscheiben und vielen anderen kleinen Dingen, bis hin zu der üppig grünenden Petersilie, die in schnurgeraden Reihen auf einem kleinen Beet vor dem Haus wächst.

Vor allem die jüngeren Kinder scheinen die neue Mutter ganz angenommen zu haben. Die Eltern helfen einander, wo es immer geht. Es sind zwei Menschen, die miteinander beten, das ist wahrscheinlich ihre Kraftquelle. Wie sonst könnte man eine derart große Aufgabe bewältigen? Und sicher sollte man gerade diesen inneren Zusammenhang nicht übersehen, wenn man die Frau sagen hört: »Ich habe die Erfüllung und die Freude meines Lebens gefunden!«

Es wird heute viel – viel zu viel – von schweren und traurigen Ereignissen gesprochen; und immer wieder steht dahinter mehr oder weniger deutlich auch die Frage nach dem »Gott, der das alles zuläßt!« Aber wer Augen und Ohren dafür offenhält, entdeckt auch in unseren Tagen immer wieder Wunderbares und Staunenswertes, das Gott wirkt. Davon sollten wir viel mehr reden: Um ihm die Ehre zu geben und um andere zu ermuntern, es auch mit diesem Gott zu versuchen.

Deshalb wurde diese Geschichte, die keine Erfindung ist, sondern Wirklichkeit unserer Tage, geschrieben.

(Vorlesezeit 6 Minuten)

Marianne Zink



Es war schwer, Johannes zu beruhigen, der durch einen Steinwurf eine Autotür beschädigt hatte. Dabei fiel mir ein, daß auch ich manches an Schaden angerichtet hatte, was ich nie wieder gut machen könnte:



Mama!
**Ich kanns wirklich
nicht bezahlen!**

Ich komme mit dem Auto um die letzte Straßenbiegung und sehe schon von weitem, daß zu Hause irgend etwas nicht stimmt. Heulend sitzt unser Fünfjähriger am Fenster.

Mit einem Satz bin ich aus dem Wagen, renne die Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

»Johannes, was ist denn los? Warum weinst du? Sag, was ist denn passiert?« versuche ich den kleinen Kerl zum Reden zu bringen. Aber vor lauter Schluchzen kriegt er kein Wort heraus.

»Bist du mit dem Rad gestürzt? Hast du irgend etwas angestellt? So rede doch! Ich muß doch wissen, was geschehen ist.« Behutsam streiche ich dem Jungen übers Haar, wische ihm die Tränen vom Gesicht und versuche, ihn zu beruhigen.

»Mama, ich kann's nicht bezahlen. Niemals kann ich das bezahlen. Ich kann das wirklich nicht bezahlen!« stößt er verzweifelt hervor.

Nach und nach erfahre ich, was sich ereignet hat. Johannes hat mit seinen Freunden versucht, von einer kleinen Anhöhe Hagebutten über die Straße zu werfen.

Jeder hat sich dabei mächtig angestrengt, denn jeder wollte mit dem weitesten Wurf Sieger werden. Im Eifer des Gefechts hatte Johannes in seiner Hosentasche aus Versehen mit den Beeren einen kleinen Stein erwischt. Und ausgerechnet in dem Augenblick, als er ihn warf, mußte ein fabrikneuer weißer Opel Rekord vorbeifahren. Es machte hörbar »klick«, und das Unglück war geschehen. Der Stein hatte die vordere Wagentür getroffen.

Zornig stieg der Fahrer aus und untersuchte die Schadstelle: eine Delle, und der Lack war ab. Er packte den Übeltäter am Kragen und schleppte ihn zu unserem Haus.

»Das mußt du bezahlen, du Schlingel«, schimpfte er. »Das wird dich teuer zu stehen kommen, denn der Wagen ist ganz neu. Warte nur, deine Eltern werden dich übers Knie legen.«

Zu allem Unglück war ich nicht zu Hause. Ärgerlich schrieb sich der Fahrer unseren Namen, Telefon und Adresse auf. Das vor Angst zitternde Kind blieb allein zurück. Nur gut, daß ich bald darauf nach Hause kam.

Es war schwer, Johannes zu beruhigen. Immer wieder schluchzte er mit von Tränen erstickter Stimme: »Ich kann das nie bezahlen.«

»Junge«, behutsam nahm ich den Blondschoopf in meine Hände und versuchte, ihn zu trösten. »Du brauchst auch nichts zu bezahlen«, versicherte ich ihm. »Der Vater bezahlt alles.«

Plötzlich verstummte das Weinen, und die Tränen versiegten. Der Satz schien Wunder gewirkt zu haben. Ein paar Seufzer erschütterten den kleinen Körper noch. Dann wurde das Kind ruhig. Den Kopf an meine Seite gelehnt, saß Johannes bei mir auf der Eckbank. Fest hielt ich ihn in meinen Armen.

Ich weiß nicht mehr, wie lange wir so still da gesessen haben. Es tut einer Mutter wohl, ein getröstetes Kind an sich zu drücken.

Aber es gab mir auch Zeit, über die Steine nachzuden-

ken, die ich selbst in meinem Leben geworfen hatte. Es waren viele, große und kleine: der häßliche Blick auf eine Mitstudentin, die immer auf Anhieb die Textstelle herunter übersetzen konnte, während ich mich abquälte und mir fast die Zähne daran ausbiß; ein lautes, unschönes Wort zu einem Handwerker, dessen Rechnung mir zu hoch erschien; ein vernichtender Gedanke über meine Nachbarin, die mit meinen Kindern schimpfte, die ihr beim Ballspielen zuviel Lärm machten; eine ärgerliche Bemerkung zu meinem Mann, weil er wieder vor lauter Arbeit den Weg nicht nach Hause fand und mir das Essen auf dem Tisch kalt wurde. – Steine der Schuld und des Versagens. Wie viele Wunden hatte ich damit geschlagen, wie viele »Schadstellen« verursacht? Nicht an fabrikneuen Autos, aber an Menschen, die mir zum Teil viel bedeuteten und die mich liebten.

Müßte ich nicht wie Johannes aufschreien: »Ich kann das nicht bezahlen! Ich kann das nie wieder gutmachen oder in Ordnung bringen!«?

Aber das war nur die eine Seite, sozusagen »mein Bild«. Es gibt, Gott sei Dank, noch ein anderes. Jesus Christus hat mit seinem Opfer für mich gesühnt. Ich darf frei ausgehen. Alle Wunden, die ich geschlagen, alles Unheil, das ich angerichtet habe, steht unter der Vergebung Gottes. Das Blut seines Sohnes wäscht mich rein von aller Sünde.

Das ist frohe Botschaft für niedergeschlagene, verzweifelte Leute. Begreifen kann ich diese Tatsache nicht, nur darüber staunen. Staunen und getröstet sein wie Johannes. Denn für uns beide gilt: »Der Vater bezahlt alles.«

(Vorlesezeit 6 Minuten)

Lotte Bormuth



Manchmal sagen Kinder etwas Richtiges. Die Erwachsenen verstehen es nur falsch. Und wenn es den Glauben betrifft, lassen sich die Dinge oft schwer erklären:



**„Gott sei
Dank“
daß nicht mehr
passiert ist!**

»Gut, daß ich Sie treffe, Frau Schneider, ich wollte schon die ganze Woche mit Ihnen sprechen«, sagt Frau Wetzel zu ihrer Nachbarin. »Es ist wegen des Vorfalles letzte Woche, als Ihre Heike mit den Rollschuhen unter das Auto kam.«

Frau Schneider erinnert sich nur ungern und mit Schauern daran. Denn wenige Tage vorher war Heike beim »Tour de France-Fahren«, wie die Kinder es bezeichneten, schon einmal mit einem Auto zusammengestoßen. Aber außer einigen blauen Flecken und einem verbogenen Rad war nichts geschehen. Und dann war kurz darauf die Sache mit den Rollschuhen passiert.

»Wir haben uns sehr aufgeregt«, erzählt Frau Schneider. »Aber, Gott sei Dank, ist sie ja wieder mit ein paar blauen Flecken davongekommen.«

»Sehen Sie«, beginnt Frau Wetzel, »das ist genau der Punkt, weswegen ich Sie ansprechen wollte. Ich weiß nicht, ob Ihre Kinder Ihnen erzählt haben, daß mein Mann und ich direkt neben der Torausfahrt standen, als Ihre beiden mit den Rollschuhen angefahren kamen. Heike vorneweg und Bettina hinterher. Heike hätte tot

sein können. Wenn das Auto nur etwas schneller gefahren wäre, glaube ich nicht, daß sie es überlebt hätte. Es war reiner Zufall. Meinem Mann ist der Schrecken so auf den Magen geschlagen, daß er den ganzen Tag nichts essen konnte. Aber was meinen Sie wohl, was Bettina zu der ganzen Sache gesagt hat?»

»Keine Ahnung«, gab Frau Schneider interessiert zu.

»Also Heike krabbelt weinend unter dem Auto hervor, der Fahrer schimpft, was ja keinen Sinn mehr hatte, aber er war vermutlich ebenfalls sehr aufgeregt. Wir stehen ganz erstarrt daneben, und da sagt Bettina einen Satz, der uns völlig unpassend vorkam.«

»Na, was hat sie denn gesagt?« wollte Frau Schneider endlich wissen.

»Sie sagte, daß Heike nur deshalb nichts passiert sei, weil Gott eben die behütet, die ihn lieben. Der Fahrer wurde so wütend, daß er einstieg, die Tür zuschlug und davonfuhr. Meinen Sie nicht, daß Sie Ihre Kinder mit so etwas zu einer völlig falschen, fatalistischen Lebenseinstellung erziehen?«

Frau Schneider läßt sich nicht anmerken, daß sie sich im Augenblick unter fatalistisch nichts vorstellen kann. »Sie denken also, Bettina hätte etwas Falsches gesagt?« fragt sie deshalb zurück.

»Aber so kann man doch heute keine Kinder mehr erziehen!«

»Ich sagte schon, daß wir uns zunächst auch sehr aufgeregt haben, als wir von der Sache erfuhren. Wir weisen unsere Kinder immer wieder auf die Gefahren im Straßenverkehr hin, aber im Eifer des Spiels achten sie leider oft nicht darauf. – Doch nun zu dem Satz von Bettina, der Sie offensichtlich so befremdet hat. Der steht wirklich genau so in der Bibel. Es heißt dort, daß uns nichts geschehen kann, was Gott nicht zuläßt. Aber selbstverständlich ist das keine Aufforderung, eine Gefahr zu unterschätzen oder gar sich ihr mutwillig auszusetzen. Offenbar haben Sie Bettina falsch verstan-

den. Sie wollte nur sagen: Es ist ein Wunder Gottes, daß Heike nichts Schlimmeres passiert ist. Warum meinen Sie, daß das falsch oder fatalistisch sei, wie Sie es ausdrücken?«

Frau Wetzels wollte schon die ganze Zeit unterbrechen. Sie ärgerte sich, daß sie Frau Schneider überhaupt angesprochen hatte.

»Ich sehe schon«, sagt sie, »Sie haben mich gar nicht verstanden. Ich habe Ihnen das ja auch nur gesagt, weil mein Mann mich ausdrücklich darum gebeten hat. Er hält eine solche Erziehung für gefährlich; na ja, aber wenn Sie selbst solche Sachen glauben, was soll man dann von den Kindern . . . Entschuldigen Sie, es war wirklich falsch, daß ich Sie darauf angesprochen habe.«

»Aber warum denn?« beruhigt sie Frau Schneider. »Es tut mir nur leid, daß Ihr Mann solche Unannehmlichkeiten deswegen hatte.«

»Er ist eben sehr sensibel«, betont Frau Wetzels ein wenig spitz. »Mit Ihrer Lebenseinstellung kommt man über solche Dinge ja vielleicht leichter hinweg«, fügt sie im gleichen Ton hinzu.

Schade, denkt Frau Schneider, als die Nachbarin weitergeht. Eigentlich schade, daß wir uns nicht verstehen. Daß wir darüber nicht wenigstens miteinander reden können.

(Vorlesezeit 6 Minuten)

Gerhild Wahl



Kinder haben etwas, was wir nicht haben und von ihnen lernen sollen:

Ach bitte, schenk mir doch den kleinen Hund!



»Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . . so werdet ihr nicht ins Reich der Himmel kommen«, sagte Jesus zu seinen Jüngern, als sie sich darüber stritten, wer von ihnen im Himmel der Größte sein würde.

Warum denke ich gerade jetzt daran, wo Susanne mit bettelnden Augen vor mir steht und ihren Weihnachtswunsch äußert. »Bitte, Mama, nur so klein«, deutet sie mit den Händen die Größe des Hundes an, den sie sich sehnlichst wünscht. »Ich will ihn ganz bestimmt immer ausführen, und auch mein Zimmer werde ich viel besser aufräumen. Ach bitte, Mama, schenkt mir doch den kleinen Hund.«

Ich weiß, daß es oft nur eine Frage der Zeit war, bis sie mit diesen bettelnden Augen ihr Ziel erreichte; aber an diesem Weihnachtstag wird sie vergeblich nach dem Hund suchen. Die Erlebnisse mit Hansi, der Schildkröte, die ich stundenlang in den Gärten der Nachbarn suchen mußte, oder mit Fallada, dem Hamster, der die Kabel meiner Waschmaschine anfraß, sind noch zu frisch in meinem Gedächtnis. Und doch, warum denke ich jetzt an jenen Satz, den Jesus zu seinen Jüngern sagte?

»Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .« – so bettelnd etwa, wie Susanne, die hofft, mich auch diesmal noch umstimmen zu können? Ich werde konsequent

bleiben, das habe ich mir fest vorgenommen, und bei ihrem Vater wird sie hoffentlich auch nicht zum Ziel kommen. Hoffentlich!

Und doch haben Kinder etwas, was wir nicht haben und lernen sollen. Ich denke an so manche Träne, die ich Susanne abtrocknen mußte, weil sie hingefallen war oder sich von den Freundinnen ungerecht behandelt fühlte. Aber ich denke auch an die vielen freudigen Mitteilungen, die sie gar nicht schnell genug loswerden konnte. Meinte Jesus dies?

Oder meinte er ihre Fähigkeit, sich über Geschenke freuen zu können? Das sicher nicht. Oder vielleicht doch?

Etwas haben sie, das wir nicht haben und lernen sollen; sonst hätte Jesus jenes Kind nicht in den Kreis seiner Jünger gestellt. Aber sind Kinder nicht oft ungehorsam? Ich denke an die vielen ermahnenden und manchmal auch lauten Worte, die ich im vergangenen Jahr sprechen mußte. Natürlich, jetzt so kurz vor Weihnachten ist es besser geworden, schon wegen des Hundes – aber sonst?

Sind Kinder nicht sogar ein schlechtes Vorbild? Die Kinder zur Zeit Jesu waren sicher nicht folgsamer als Susanne. Warum dann trotzdem dieser Satz?

Die Frage einer kinderlosen Nachbarin fällt mir ein: »Müssen Sie wegen des Kindes nicht auf vieles verzichten?« – »Nein«, antwortete ich damals nach kurzem Überlegen, »es ist schön, Kinder zu haben. Man wird gebraucht, geliebt – die Freude überwiegt bei weitem.«

Aber bei Gott, da ist das doch ganz anders. Sträube ich mich nicht immer dagegen, wenn man Gott fälschlicherweise als alten Mann darstellt, womöglich noch mit langem Bart?

Oder sollte Gott doch seine Freude an uns haben, auch wenn wir manchmal ungehorsam sind – wie Susanne? Sollte er sich auch darüber freuen, wenn wir mit unserer Freude und dem Leid sofort zu ihm eilen –

und nicht erst als letzte Station benutzen, wenn wir sonst niemanden mehr erreichen können.

Sollte er sich auch darüber freuen, wenn wir mehr Vertrauen in seine Kraft als in die eigene haben und wie Kinder vor einem Problem stehen und zugeben, daß wir es allein nicht bewältigen können?

Sollte er sich sogar darüber freuen, wenn wir Gaben und Geschenke von ihm erwarten – so wie Susanne –, und vielleicht auch manchmal betteln wie Susanne?

(Vorlesezeit 5 Minuten)

Gerhild Wahl



Gott erbarmt sich unser wie »ein Vater über Kinder«. Er will uns trösten, »wie einen seine Mutter tröstet«. Das bedeutet auch, daß Eltern immer Eltern und ihre Kinder immer ihre Kinder bleiben:



Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen

Als ich an jenem Oktobermittag den Telefonhörer auflegte, zitterte meine Hand ein bißchen. Mein Gesicht war plötzlich naß. Nun war es also da, unser erstes Enkelkind – ein kräftiger Junge. Alles war gut gegangen. Gott sei Dank!

Etwas später klingelten wir im Krankenhaus an der Tür der Entbindungsstation. Eine Hebamme öffnete. Sie

stutzte. Ich auch. Da erinnerte ich mich: die Geburt unseres zweiten Sohnes vor fast 25 Jahren – dramatisch, weil er scheintot war. Nun stand dieselbe Schwester unserer Tochter bei, als sie ihren Kleinen zur Welt brachte! Voll Freude schüttelten wir uns die Hand . . .

Noch etwas benommen streichelte die junge Mutti die runden rosigen Bäckchen des Neugeborenen. Das kleine Wesen mit dem schwarzen Haarschopf kam mir sofort auf merkwürdige Weise vertraut vor. Gleich es nicht irgendwie den Babygesichtern meiner eigenen vier Kinder? Eine Welle von Zärtlichkeit überkam mich.

Doch die beiden brauchten Ruhe. Die Schwester bat mich in ihr Zimmer. Sie hatte gerade etwas Zeit. »Wie beneide ich Sie«, sagte sie, »ein Enkelkind im Haus zu haben.« Beneiden? Weil ich in dem Alter war, das viele Frauen in eine Krise bringt, wenn die Kinder aus dem Haus sind und der Pflichtenkreis plötzlich klein geworden ist? Aber bei mir war es ganz anders! Ich hatte noch eine fünfköpfige Familie und ein großes Haus mit Garten zu versorgen, und das mit eingeschränkten Kräften. Oft hätte ich gern mehr Zeit gehabt, alle anfallende Arbeit endlich ohne Hetze und vollständig erledigen zu können! Und vor allem Zeit für meinen Mann und unsere alten Eltern, für die Gemeinde, zum Schreiben, Lesen und zum täglichen Gang an die frische Luft (ohne Einkaufszettel und Korb)! Wie gern hätte ich mehr »Raum« gehabt zum Stillesein und beten!

Dieses Kind war also keineswegs »eine willkommene neue Aufgabe für eine unausgefüllte Großmama«. Ich sah die Schwester an. Es kam noch etwas anderes, Schwerwiegenderes dazu. Sie wußte ja wohl, daß dies das Baby einer sehr jungen, unverheirateten Mutter war.

Sie konnte vermuten, daß sein Werden zunächst etliche Nöte und Tränen, Sorgen, Fragen und Auseinandersetzungen, manches Gerede und schiefe Blicke verursacht hatte. Auch über der Zukunft standen viele Fragezeichen. Daß es sich nicht um die übliche, sondern

um eine ziemlich komplizierte und schwer zu verstehende Geschichte handelte, spielte jetzt keine Rolle.

Noch einmal schaute ich zu der Schwester hinüber. Wie mochte sie es gemeint haben? Sie nickte mir zu: »Ach, wissen Sie, ein Kind ist ein Geschenk, ein Reichtum! Immer! Und eine Chance . . .« Ich wußte das. Wie oft hatte ich es mir gesagt, gerade auch in den bitteren Erfahrungen der letzten Zeit. Aber daß es in dieser unvergeßlichen Stunde jemand aussprach, half mir sehr.

Es war ein langer Weg gewesen, bis ich von meinem verletzten Vertrauen, meiner Bitterkeit und meinem Zorn, der Trauer und den Selbstvorwürfen, vor allem von den nicht zu beantwortenden Fragen wegkam. Erst nach einiger Zeit machte Gott Versagen und Eigensinn unserer Tochter für meine Augen durchscheinend. So sah ich dann nicht mehr nur die Zumutung, die Last und die vielen Probleme. Ich erkannte dahinter eine Aufgabe, die Gott selbst mir vor die Hände und aufs Herz legte. Er wußte, was er tat!

Das Wort Jesu (Matth. 18, 5): »Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf . . .« war für mich ganz neu aktuell geworden. Es galt mir persönlich.

Zu beneiden? Nun, jemand hatte zu mir gesagt: »Die junge Mama ist *zu* jung, du aber bist mit deinen 50 Jahren *zu* alt für dieses Kind!«

Und vielleicht hatte er recht. Doch nun kam es einfach darauf an, sich nicht auf die eigenen, begrenzten Kräfte, sondern auf Gott zu verlassen! Versprach er nicht, gerade in unserer Schwäche seine Kraft wirken zu lassen?

Das tut er nun schon zwei Jahre lang, inmitten mancher gesundheitlichen Beschwerden und Sorgen, bei vielerlei Belastungen, an dem und jenem spannungsgeladenen Tag. Er hat überraschend manchen Weg geebnet, einige Fragezeichen aufgelöst.

Aus dem winzigen Bündel von damals ist ein lebhafter

Hosenmatz mit wachen Augen geworden, der überall herumtrippelt und mittun möchte. – Beneidenswert? Mancher Vorübergehende spricht es aus unter dem Eindruck des niedlichen Kleinen.

Ja, es ist schön, noch einmal ganz bewußt das Erwachen eines kleinen Menschen so unmittelbar miterleben zu dürfen. Es wird das letzte Mal für mich sein. Schon ein Jahr lang ist mir der Kleine ganz allein anvertraut. Seine Mutti setzt einige Dutzend Kilometer entfernt auf einer Fachschule ihre Ausbildung fort und kommt nur jedes zweite Wochenende heim.

Natürlich spüre ich manchmal, daß ich nicht mehr fünfundzwanzig bin, wenn die Arme vom Tragen und der Rücken vom häufigen Bücken nach den umhergestreuten Spielsachen wehtun, oder wenn das Chaos im Haus zu überwältigend wird. Doch immer wieder werden mir die nötigen Kräfte geschenkt, etwa nach gestörter oder verkürzter Nachtruhe (weil gerade Zähnchen kommen), auch wenn Christian herrlich ausgeschlafen und voll Tatendrang genau in meiner Mittagsmüdigkeit ankommt.

Manchmal schickt mir Gott jemanden von der Familie oder aus der Nachbarschaft, der gerade ein Stündchen Zeit und Geduld für den kleinen Mann hat. So gibt Gott mir täglich Zeichen seiner Nähe. Das gibt tiefe Geborgenheit. Alle noch offenen Fragen, alles Schwere, das geblieben ist, weiß ich bei Gott aufgehoben. Er, der auch diesem Kind sein Leben gab, wird seinen Weg wissen! Darüber bin ich froh und dankbar.

Wie sehr wünschte ich, mithelfen zu können, daß Christian einmal froh ist, zu leben und das Ziel findet, das Gott ihm zgedacht hat!

(Vorlesezeit 8 Minuten)

Marianne Zink



»Verlorene Eltern« sind keine Hilfe für »Verlorene Söhne und Töchter«:



Wo Gott eine Tür aufhält, dürfen wir sie nicht zumachen

Ich hatte schon viel über diese Frau gehört. Als ehemalige Ärztin hatte sie mehrere drogengefährdete junge Menschen in ihre Familie, zu ihren eigenen Kindern, aufgenommen. In aller Stille und ohne großes Aufheben bemühte sie sich mit Erfolg um diese jungen Leute. Natürlich sprachen wir gleich über diese ihre Arbeit, als wir nun zusammentrafen.

»Ach, wissen Sie«, meinte sie, »das Schlimmste ist gar nicht die Zeit, bis man so einen Jungen oder ein Mädchen ›über den Berg‹ gebracht hat. Das kostet zwar viel Kraft; oft muß man rund um die Uhr dabeisein – und das manchmal Wochen und Monate, ja bisweilen jahrelang. Ich bin froh, daß mir das mit meiner robusten Gesundheit möglich ist.

Das Schlimmste – das sind die Eltern!

Da hat man endlich so ein aus der Bahn geratenes, in gefährliche Abhängigkeiten verstricktes, gesundheitlich bereits geschädigt gewesenes Menschenkind wieder soweit, daß es von Drogen frei wurde und wieder ein normales Leben führen, seine Berufsausbildung oder Arbeit wieder aufnehmen will. Dazu gehört dann natürlich als ruhender Pol ein Zuhause, ein Heim, und Menschen, zu denen der Betreffende gehört. Manche sehnen sich richtig nach Hause und möchten, daß der Bruch

mit den Eltern wieder geheilt wird. Für mich ist das ein Zeichen mehr, daß sie wieder ins gute Leben zurückgefunden haben. Und dann zeigen die Eltern die kalte Schulter!

›Du hast dir das selbst eingebrockt‹, heißt es dann, ›nun löffle deine Suppe auch selber aus, aber bitte ohne uns!‹

Oder: ›Ich habe keinen Sohn mehr! Er hat uns zuviel angetan.‹

Oder: ›Zuerst hat sie uns solche Schande und soviel Kummer gemacht – und jetzt sollen wir so tun, als ob nichts gewesen wäre? Das ist zuviel verlangt!‹

Solche Erfahrungen sind das Allerschlimmste. Ein schrecklicher Gegensatz zu dem Gleichnis vom ›verlorenen Sohn‹ tut sich auf, wo der Vater dem Sohn entgegenlief, ihn umarmte und ein Fest veranstaltete, weil der Junge nach Hause gekommen war. – Und meine Söhne und Töchter, die ebenso verloren waren, sind gar nicht mehr zerlumpt und heruntergekommen.«

Die Ärztin sah mich traurig und ein wenig ratlos an. »Ich will ja keineswegs die Not verkleinern, durch die solche Eltern gegangen sind. Trotzdem habe ich den Eindruck, daß es heute nicht nur viele ›verlorene Söhne‹, sondern auch ›verlorene Eltern‹ gibt.«

Dieser Satz ist mit mir gegangen, und ich möchte ihn weitergeben. Das gibt es also: Väter und Mütter, die vor ihren Kindern, die wieder nach Hause kommen möchten, die Tür verschließen. Vielleicht aus Bitterkeit, aus Enttäuschung, aus Familienstolz; vielleicht auch einfach, weil sie nicht verzeihen können.

Nur wer es selbst durchgemacht hat, der weiß, daß einem falsche, eigenmächtige Wege unserer großen Kinder fast das Herz abdrücken können. Vielleicht haben sie uns den Rücken zugekehrt, uns viele schlaflose Nächte bereitet. Haben wir deshalb das Recht, das Band zu zerschneiden, das Gott dadurch geknüpft hat, daß er uns dieses Kind anvertraute? Ist es uns erlaubt,

unsere Türen zuzumachen, wo er seine Türen noch offenhält? Für ihn gibt es keine hoffnungslosen Fälle!

Es ist dieser Gott, der uns helfen kann, daß wir nicht auch »verlorene Eltern« werden. Eltern, die verloren sind, weil sie sich nicht freuen können, daß ihr Kind von einem bösen Weg umgekehrt ist. Dürfen wir »nein« sagen, wo Gott »ja« sagt? Dürfen wir »nein« sagen, bevor Gott »nein« gesagt hat?

Mit dem Maß, mit dem wir messen, werden wir einmal selbst gemessen werden. Vielleicht wird sich dann herausstellen, daß wir am Irrweg unseres Kindes gar nicht so schuldlos waren, wie wir immer gedacht haben. Auf jeden Fall aber bewahre uns Gott davor, daß wir, die wir von seiner Barmherzigkeit leben, unsere Barmherzigkeit anderen – unseren eigenen Kindern – vorenthalten.

(Vorlesezeit 5 Minuten)

Marianne Zink

Es gibt Situationen, wo wir eigene Ohnmacht besonders schmerzlich erfahren. Dann wird uns die Bedeutung der Fürbitte erst richtig bewußt:

Danke, daß ich Dir das sagen kann

Vor mir liegt ein Brief. Eine Mutter hat ihn geschrieben, die ernsthafte Schwierigkeiten mit ihrem Sohn hat. Er ist der einzige Junge neben drei Mädchen.

Anscheinend handelt es sich nicht nur um die üblichen Probleme dieses Entwicklungsstadiums. Zum Teil sind sie sicher darauf zurückzuführen, daß die Mutter in einer entscheidenden Altersstufe dieses Kindes über mehrere Jahre hinweg immer wieder für Monate ins Krankenhaus mußte und daheim deshalb alles sehr behelfsmäßig zuging. Aber dafür konnte ja nun niemand etwas!

Die Schwierigkeiten scheinen auch mit den augenblicklichen Verhältnissen und Bezugspersonen zusammenzuhängen, die sich, menschlich gesehen, kaum ändern lassen. Es gibt ja solche Situationen. Doch nun soll der Brief selber sprechen.

»Liebe Marianne!

Vielleicht klingt das für Dich übertrieben – aber ich komme mir oft vor wie Mose in der Amaleketerschlacht. Solange ich eng mit Gott in Verbindung stehe, ihn praktisch um jede richtige Antwort, bei jeder Aggression um die rechte Reaktion unserem Jungen gegenüber bitte, solange geht es ganz gut mit uns.

Vergesse ich das, werde ich müde, entferne ich mich von Gott – gehen unversehens massive Angriffe gegen mich los. Plötzlich werden dann die Probleme, von denen ich Dir ausführlich schrieb, zu Bergen, türmen sich unübersehbar hoch auf. Die auslösenden Momente sind dabei völlig zweitrangig. Erst wollte ich das nicht wahrhaben. Aber jetzt ist es nicht mehr zu übersehen. Und mir ist deutlich geworden, daß Gott mir damit etwas Entscheidendes sagen will.

Langsam begreife ich nämlich, daß es weder mein pädagogisches Geschick, weder meine Mutterliebe, noch meine Geduld oder meine psychologischen Kenntnisse sind, die den Jungen durch diese Krisenzeiten hindurchbringen und halten werden. Gott selbst tut das. Er benutzt diese Dinge vielleicht manchmal, um unse-

rem Sohn zu helfen und uns alle vor Katastrophen zu bewahren. Er will doch, daß niemand verlorengelht. Gott will sich demnach ganz großmachen, damit er wirklich in allem unser Herr sei. Ob er mir auch einmal die Möglichkeit gibt, dem Jungen all das zu sagen, was ich nun erfahre?

Aber jetzt, jetzt brauchen wir Gefährten, Mitstreiter, die – um beim Bild des Mose zu bleiben – meine manchmal mattwerdenden Arme stützen. Die vielleicht auch mein verzagendes Herz stärken, mir neue Hoffnung zusprechen.

Bitte hilf mir durch Deine Fürbitte, daß meine Hände zu Gott aufgehoben bleiben. Daß ich in seiner Nähe und ganz von ihm abhängig lebe – und daß ich dies nicht als Fessel, sondern als die Liebe Jesu und die Geborgenheit in Gottes Vaternreue erfahre.

Du verstehst schon, wie ich das meine: Es geht nicht um irgendwelche magischen Dinge, um eine Gebetsleistung, von der alles abhängt und die die Erhöhung unserer Bitten garantiert. Vielleicht wird Gott mit unserem Jungen manches ganz anders machen, als ich es mir vorstelle, ja als ich es erbitte. Wichtig ist allein, daß ich alles von ihm erwarte.

Danke, daß ich Dir das sagen und Dich bitten kann, mir beim Beten zu helfen.

Deine Monika«

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Marianne Zink



Hallo, Peter!

Junge Leute heute

4

Ein junges Mädchen steht vor der Entscheidung, eine Ehe ohne Trauschein einzugehen:

Besser heute, als in einem Jahr

Im Haus ist es still geworden. Vater und Mutter sind schlafen gegangen; doch Monika findet keine Ruhe. Nicht in dieser Nacht, nicht vor einer so wichtigen Entscheidung.

Wenn ich nur wüßte, was ich tun soll, denkt Monika zermürbt und stützt den Kopf in die Hände. Warum wird mir diese Entscheidung nicht einfach abgenommen? – »Herr Jesus, Mutter sagt immer, du antwortest, wenn man dich fragt, aber ich höre dich nicht. Du weißt doch, vor welcher wichtiger Entscheidung ich stehe. Warum höre ich dich nicht?«

Sie denkt an Peter, denkt an das Ungeheuerliche – oder Wunderbare –, was er gestern vorschlug. Zusam-

menziehen, für immer zusammenbleiben. Ist das nicht das, was sie schon so lange wünschte? Immer bei Peter sein.

»Aber meine Eltern . . .« hatte sie geantwortet.

»Sie werden sich dran gewöhnen«, behauptete Peter. »Du bist doch alt genug, irgendwann wirst du dich von ihrem Rockzipfel losmachen und selbständig werden müssen, Monika. Denk doch einmal an die Zeit, in der wir leben: 20. Jahrhundert! Nimm es mir nicht übel, deine Eltern sind nette Leute – aber leider furchtbar altmodisch, um nicht zu sagen spießig. So lebt doch heute kein Mensch mehr.«

»Sie meinen es gut.«

»Das glaube ich ja, aber du merkst gar nicht, wie sie dich um dein Glück betrügen.«

Sie hatte geschwiegen. Sprach er nicht aus, was sie selbst schon manchmal gedacht hatte?

»Siehst du«, beantwortete Peter ihr Schweigen, »du mußt dir nur einmal darüber klarwerden, daß deine Eltern in Traditionen erstarrt sind, dann fällt dir die Entscheidung auch leichter.«

»Es sind doch Traditionen, denn wenn du die Bibel richtig liest, wirst du keine genauen Angaben für den Beginn der Ehe finden. Wer sagt dir, daß die Ehe nicht dann beginnt, wenn wir zusammenziehen? Ein Mann wird Vater und Mutter verlassen . . . steht da, und das tun wir doch.«

»Aber da steht auch, wir sollen der Obrigkeit untertan sein, und nach dem Gesetz gehört zur Ehe das Standesamt.«

»Jetzt hast du aber ein Eigentor geschossen«, erwiderte Peter lachend.

»Wieso?« fragte Monika erstaunt.

»Na, als wir neulich in der Gruppe über den Paragraphen 218 diskutierten, hast du über unsere Stellung zur Obrigkeit ganz anders gesprochen.«

»Das ist auch was ganz anderes«, verteidigte sich

Monika, »hier muß man ja nicht folgen. Das ist eine Kann-Regelung für Menschen, die ohnehin nicht mehr nach Gottes Geboten leben.«

»Du drehst es, wie du's brauchst. Hör zu, Moni, denk in Ruhe darüber nach. Ich will dich ja nicht drängeln – aber ewig hinhalten laß ich mich auch nicht. Dann müßte ich eben die Konsequenzen ziehen.«

Und dieser Satz hatte sich festgesetzt. Monika ist klar, was er damit meint, und der Gedanke erscheint ihr unerträglich. Sie nimmt ein Blatt Papier und zieht einen senkrechten Strich darauf: Dafür – Dagegen.

»Quatsch«, denkt Monika, »ist doch schließlich keine Rechenaufgabe.« Trotzdem schreibt sie in die Spalte »Dafür«: Ich liebe ihn. Schon lange. Zwei Jahre mit Peter – leere Jahre ohne Peter.

»Dagegen«? Die Eltern natürlich. Wie sie sich wohl verhalten würden? Zorniger würde sicher die Mutter. Sie würde versuchen, sie mit Gewalt zurückzuhalten. Bestimmt. Vater würde Mutter beruhigen.

»Laß sie doch, Gerda, sie ist alt genug; sie muß selbst wissen, was sie tut. Beruhige dich doch, Gerda, du wirst sie mit Worten nicht überzeugen, sie wird Lehrgeld zahlen müssen, vielleicht kommt sie dann zur Besinnung. – Tu, was du nicht lassen kannst, mein Kind. Aber komm ja nicht nach Hause, wenn etwas . . .« Den Rest wird er hinunterschlucken, weil er genau wüßte, daß sie doch nach Hause kommen könnte, wenn es schiefginge.

Was spräche noch dagegen? Das mit der Bibel hatte Peter ja zerpfückt. Hatte er das wirklich? Außerdem behauptet er doch, selbst an Jesus zu glauben – nur eben freier. Frei von verstaubten Traditionen, wie er es ausdrückt.

Wenn er mich so sehr liebt, warum heiratet er mich dann nicht? Eine Ehe auf Probe, wenn man überzeugt ist, daß dieser Partner der richtige ist? Ist das nicht ein Widerspruch? Ist das nicht schon der Beweis des Zweifels, die Tür, die man sich offenläßt, wenn es Schwierig-

keiten geben sollte?

Muß ich nachgeben, weil ich ihn liebe? Muß ich das? Werfe ich damit nicht alles über Bord, was mir bisher etwas bedeutet hat? Für und Wider. Rein rechnerisch müßte ich mich für »Dagegen« entscheiden, entdeckt Monika erstaunt, aber überwiegt das »Ich liebe ihn« nicht alle Bedenken?

»Ich müßte die Konsequenzen ziehen«, kommt ihr Peters Stimme wieder in den Sinn.

So leicht würde er die Konsequenzen ziehen? Ist das nicht so etwas wie eine Erpressung?

Ein weiterer Punkt erscheint in der Spalte »Dagegen«: Erpressung.

Streich es wieder, denkt Monika, er hat es bestimmt nicht so gemeint.

Doch sie betrachtet dieses Wort, und je länger sie es ansieht, um so mehr bekommt sie die Gewißheit, daß sie unter diese Angelegenheit doch einen dicken Strich ziehen wird: dagegen. Dagegen, weil gewogen und zu leicht befunden.

Hat Jesus nicht doch zu mir gesprochen, stellt sie plötzlich fest und bemerkt, wie Ruhe sie erfüllt. Doch sie weiß, leicht wird es nicht werden, aber besser heute als in drei Monaten. Besser heute, als in einem Jahr.

(Vorlesezeit 8 Minuten)

Gerhild Wahl



Eine elegante junge Dame liest während einer Bahnfahrt im Neuen Testament. Was ist daran verwunderlich?



Die beiden jungen Frauen waren am gleichen Bahnhof wie ich in den Zug gestiegen. Nun saßen sie neben mir, so daß ich ihre leise geführte Unterhaltung mitanhören konnte.

»Sieh doch mal, Ruth, die schicke junge Frau da drüben. Die mit der eleganten Frisur und der tollen Handtasche, hättest du von der gedacht, daß sie so etwas liest?«

»Offen gestanden, nein. So wie die aussieht, wäre ich jede Wette eingegangen, daß sie lieber eine Modezeitschrift studieren würde.«

Gemeint war offensichtlich jene Dame, die, hübsch anzusehen, auf der anderen Seite des Abteils den Eckplatz eingenommen hatte. Sie war in ein Buch vertieft, das deutlich als das Neue Testament zu erkennen war.

»Ehrlich gesagt«, fuhr die Frau neben mir fort, »ich an ihrer Stelle hätte nicht den Mut. Ich würde das Gefühl nicht los, daß mich alle anstarren und mitleidig belächeln.«

An dieser Stelle hätte ich mich gerne in das Gespräch eingeschaltet. Ich hätte gern gesagt, daß zum Mitleid oder Belächeln mit Sicherheit kein Grund bestand. Und ich hätte fragen wollen, ob die beiden Frauen sich vom

christlichen Glauben nicht eine falsche Vorstellung machten.

Aber wer mischt sich schon gern in anderer Leute Gespräche. Und manchmal fällt uns das auch gar nicht so leicht. Außerdem hielt der Zug, und ich mußte aussteigen.

Trotzdem ließ mich dieses Erlebnis nicht los. Ich begann mich zu fragen, ob ich meine tägliche Bahnfahrt nicht ebenfalls mit dem Lesen eines christlichen Buches ausfüllen sollte. Nicht um zu beweisen, daß mir ein mögliches Belächeltwerden nichts ausmacht. Und auch nicht, um mein Christsein auf diese Weise zur Schau zu stellen.

Ich hatte etwas entdeckt: Einmal konnte ich selbst, wenn ich die Fahrzeit der einzelnen Tage und Wochen addierte, auf diese Weise kostbare Zeit zum Lesen christlicher Bücher und Zeitschriften gewinnen. Gerade dafür reichte so oft die Zeit nicht.

Außerdem fand ich es einfach wunderbar, mitten unter wildfremden Menschen auf jemanden zu stoßen, mit dem man nicht nur das gleiche Abteil, sondern den Glauben an Jesus Christus teilt.

Und eines Tages würden sich dann, vielleicht ungesucht, auch Gespräche ergeben, mit denen, die gleiches lasen, oder mit denen, die sich darüber wunderten.

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Ilse Thränhardt



Ein blonder Teenager hat sein Zuhause satt:



Ausgerückt

Ein turbulenter Tag! Unsere achtjährigen Zwillinge hatten plötzlich Brechdurchfall und hohes Fieber. Es gab Wäsche, einen Anruf beim Arzt, dazu noch den Kaminkehrer. Anke maulte, als sie von der Schule kam und sah, was los war. Kurz nach dem Mittagessen erschien der Arzt. Ich bat Anke, unterdessen die Küche fertig zu machen. Es gab einen kurzen, heftigen Disput. Warum macht es mir die Vierzehnjährige oft so schwer?

Der Arzt ging, die Küche war in Ordnung, Anke verschwunden. Ich vermutete sie bei ihrer Freundin Jutta. Nach einer Stunde rief ich dort an. Anke war nicht dort. Nun mußte ich selbst zur Apotheke gehen und einige andere Besorgungen erledigen. Eine Hetzerei! Erst gegen Abend kam ich zum Überlegen.

Anke war noch nicht da, dafür aber mein Mann. Zusammen sahen wir in Ankes Zimmer nach, was fehlte: Zwei Hosen, zwei Pullis, Unterwäsche, eine Jacke, drei Paar Strümpfe, Waschzeug, die Sporttasche – und das Sparbuch mit dem Geldschein, den sie heute hatte zur Bank bringen sollen. Fred sprach aus, was ich nicht zu denken wagte: »Anke ist ausgerückt.«

Es mußte wohl so sein. Nur – wohin? Wir dachten alle Möglichkeiten durch. Unsere wenigen Verwandten und Freunde würden bestimmt anrufen, wenn unsere Toch-

ter dort auftauchte. Wo konnte sie stecken?

Fred telefonierte mit der Polizei. Man fragte nach Streit, schlechten Schulnoten, Liebeskummer, Selbstmordgedanken Ankes. Ob sie über die Gefahren des »Trampens« Bescheid wisse? Schließlich der Rat, mal abzuwarten, Immerhin würden in der BRD jährlich 16 000 Jugendliche als vermißt gemeldet, aber 80% davon würden aufgegriffen oder kehrten zurück. Gut wäre, ein neueres Foto von Anke bereitzulegen. Sonst ließe sich vor morgen nichts unternehmen.

Die Fragen unserer kleinen Patienten beantworteten wir ausweichend. Erst als sie schliefen, brach das ganze Gewicht der Sorge über uns herein, gemischt mit Anflügen von Zorn. Nun war es Nacht.

Wo mochte Anke sein, unser zierliches, blondes Mädchen? In welcher Lage, in was für einer Umgebung, bei welchen Menschen? Wie konnte sie nur weglaufen! Die Zwölfjährige aus dem Nachbarstädtchen fiel uns ein. Sie wollte mit dem Rad nur zu ihrer Oma, kam aber nie dort an. Man fand das Rad. Von ihr selbst gibt es seit einem Jahr keinerlei Spur. Eine von den 3200 Vermißten! Mein Hals war wie zugeschnürt.

Schwer, so hilflos zu sein! Und dann die Fragen, Selbstvorwürfe, gemischt mit Ärger! Fred und ich redeten, versuchten zu beten. Uns wurde klar: Gott wußte auf jeden Fall, wo Anke war. Nur – wir hätten es auch so gern gewußt! Und Gott würde all das tun, was nötig war und was wir nicht tun konnten. Darüber wurden wir ruhiger, ja, wir konnten sogar schlafen.

In aller Frühe erwachte ich mit dem Gedanken: die Jugendgruppe aus Hamburg! Der Junge, von dem Anke vorgestern einen Brief bekam! Der Umschlag lag auf ihrem Schreibtisch und trug die Adresse des Absenders. Nein, Telefon hatten die Leute nicht, ergab eine Frage bei der Auskunft. Telegrafieren? Was aber, wenn niemand zu Hause war? Ich hatte das deutliche Gefühl, daß ich auf der richtigen Spur war.

Bei einem Anruf in der Jugendherberge im Gebirge, wo Anke in den Ferien mit ihrer Gruppe die Hamburger kennengelernt hatte, erfahre ich die Adresse und Telefonnummer des Hamburger Leiters. Man versprach, zurückzurufen, wenn Anke womöglich in der Herberge auftauchen sollte. Die Versicherung, durchgebrannte junge Leute seien bei ihnen an der Tagesordnung, tröstete mich allerdings nicht. Nur Gottes Nähe. Dann bekam ich den Jugendleiter in Hamburg ans Telefon. Er erinnerte sich sogar an Anke! Vor allem wußte er, wo der entsprechende junge Mann arbeitete. Wir überlegten kurz. Ein Stoßgebet. Plötzlich versprach Herr Fischer, Anke zu suchen, sobald er wegkönnne. Er habe seine Vermutungen und rufe dann zurück. Mir liefen Tränen übers Gesicht. Soviel Hilfe hatte ich nicht erwartet!

Gut, daß ich Berge von Arbeit und keine Zeit zum Grübeln hatte! Nur kurz der Gedanke: was, wenn die Spur falsch war? Ich legte ihn sofort Gott hin. Er war »am Zug«. Aber jedesmal, wenn das Telefon klingelte, klopfte mein Herz zum Zerspringen. Dann, am Spätnachmittag, war es Herr Fischer: »Ihre Tochter ist tatsächlich hier in Hamburg, im Moment in der Diskothek eines Jugendzentrums. Meine Frau und ich fahren jetzt hin und holen sie zu uns, wenn sie mitkommt. Ich melde mich dann wieder!«

Ich mußte mich setzen, ehe ich Fred telefonisch Bescheid geben konnte. Anke lebte! Wir wußten, wo sie war! Hoffentlich ging sie mit Fischers! Diese Kette von Fügungen waren Gottes Hand. Er wußte auch weiter.

Am Abend kam der Bescheid von Herrn Fischer: »Anke ist jetzt bei uns. Ihr Bett ist schon gerichtet.« Frau Fischer sagte: »Anke ist wütend, daß sie so rasch gefunden wurde. Sie hatte sich ihr Abenteuer ausgiebiger vorgestellt!« Also keine Spur von »verlorener Tochter«, die reumütig heimkehrt! Wir kamen überein, daß Fred Anke am nächsten Tag mit dem Auto holen würde. Aber ich hatte nicht die Kraft, mit Anke selbst am Telefon

zu sprechen. Was sollte ich auch sagen?

Es gab noch so viele ungeklärte Fragen. Warum nur lief Anke weg? Wie kam sie nach Hamburg? Ist es so gräßlich bei uns? Haben wir sie überfordert? Was hat sie alles erlebt? Wollte sie uns einen »Denkzettel« geben? Müßten wir uns mehr um sie kümmern? Wir redeten lange darüber. Freds Zorn auf die Ausreißerin legte sich. Uns wurde deutlich: Irgend etwas wollte Anke uns sagen. Und vielleicht nicht nur sie – vielleicht auch Gott. Aber was?

Eins jedoch stand außer Frage: die große Dankbarkeit, daß Gott zwei wildfremde Menschen in einer über 300 km entfernten Stadt willig machte und benützte, um uns Anke zurückzubringen! War sie uns nicht neugeschenkt?

Nun ist Fred unterwegs. In drei Stunden wird er mit Anke hier sein. Plötzlich befällt mich eine große Verzagt-heit. Wie soll ich Anke empfangen, die offensichtlich keineswegs gern heimkommt? Nichts ist mehr wie vorher. Wie soll es nun weitergehen? Ich habe das Gefühl, auf einem hohen Seil zu balancieren. Jeder Schritt ist ein Risiko.

Wahrscheinlich müssen wir uns von einer Erziehungsberatung helfen und raten lassen. Und uns vor allem dichter an Jesus halten. Er kann die Kraft zum Richtigen geben und alles Verkehrte zurechtbringen, Schritt für Schritt. Das ist schwer und vielleicht ein langer Weg. Aber er geht mit. Was ich nachher sagen werde, weiß ich noch immer nicht. Aber die Angst ist weg. Alles hängt ja letztlich nicht von mir ab. Er, der uns bis hierher brachte, wird weiter mit uns gehen.

(Vorlesezeit 10 Minuten)



Ein Mädchen versucht, Gott »los zu werden«:

Schluß **mit der** **Bevormundung**

»Ich halte diese ewige Bevormundung nicht mehr aus!« Mit diesen Worten verließ die erwachsene Tochter das Wohnzimmer der Eltern.

»Schade, daß sie immer so heftig reagiert, wenn wir sie zum Gottesdienst einladen«, meinte der Vater. »Dabei ist sie früher doch gerne mitgekommen.«

Inzwischen war die Tochter zu ihrem Wagen gegangen und losgefahren. Sie wollte mit einigen Freunden eine Wanderung machen. Nervös suchte sie auf der Skala des Autoradios flotte Melodien. Es schien zu dieser Sendezeit überall nur Gottesdienste oder geistliche Musik zu geben. »Dann hätte ich ja gleich mit den Eltern gehen können«, murmelte sie ärgerlich.

Beinahe wäre sie auf der Straße zu weit nach rechts gekommen, als ein Wagen sie überholte. Der Besitzer hatte einen leuchtend roten Aufkleber an der Heckscheibe angebracht: »Du Gott siehst mich«, las sie. Wieder was Frommes! Da hätte sie hinter dem Steuer fast die Augen zugemacht.

Dann war sie mit ihren Freunden durch den Wald gebummelt, einfach so, ohne Ziel. Erstaunlich, wie viele Leute schon am Vormittag unterwegs waren. An einer Lichtung kreuzten sich verschiedene Wanderwege. Hier stand eine Gruppe junger Leute, einige von ihnen hatten Gitarren bei sich. Neugierig stellte sich Monika mit ihren

Freunden dazu: »Mal sehen, was da los ist.« Auch andere Leute blieben stehen.

Jetzt begannen die jungen Leute zu singen. Es war ein christliches Lied, das sie anstimmten: »Ich sitze oder stehe, ich liege oder gehe, du hältst stets deine Hand über mir. Du siehst all meine Wege, du kennst all meine Rede, denn ich kann nichts verbergen vor dir. Von allen Seiten umgibst du mich, o Herr. Du bist nicht zu begreifen. Dir sei Lob, Preis und Ehr!«

Ob ihre Freunde wohl merkten, daß Monika bei diesem Lied unruhig wurde? Irgendwie hatte der Gesang der jungen Leute sie gepackt. Es war ihr, als wollte Gott ihr sagen: Du kannst mir nicht weglaufen, immer wieder wirst du an mich erinnert. – Auch der Bibelspruch, an den das Lied der jungen Christen anknüpfte, war ihr bekannt. Als sie noch regelmäßig in der Bibel las, hatte sie ihn rot angestrichen: »Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir« (Ps. 139, 5).

Auch am Nachmittag und am Abend mußte sie immer wieder daran denken: Ich kann Gott nicht loswerden.

Am nächsten Morgen wunderten sich die Eltern, daß die Bibel wieder auf dem Regal neben dem Bett der Tochter lag. Offenbar hatte sie darin gelesen.

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Wolfgang Dünnebeil





Anne fährt von einer Familienfeier mit dem Zug nach Hause zurück. Sie ist nach dem schönen, aber anstrengenden Tag todmüde und freut sich, daß sie ein leeres Abteil gefunden hat. Sie zieht die Sitzkissen heraus, hüllt sich in ihren Mantel und versucht, beim eintönigen Geratter der Räder einzunicken.

Aber die Ruhe dauert nicht lange. Schon auf der nächsten Station kommen einige Bundeswehrsoldaten zu ihr ins Abteil. Sie tragen Kassettenrecorder und Kofferradios unter dem Arm. Von allen Seiten tönen ihr nun die neuesten Hits entgegen. Rauchwolken ziehen durchs Abteil, obwohl an der Tür deutlich der Hinweis »Nichtraucher« zu lesen ist.

In Anne kocht es. Am liebsten würde sie die wilde Horde hinauswerfen, aber sie bleibt ruhig und hofft, daß die Burschen möglichst bald wieder aussteigen.

Nach einer Weile wird es stiller. Einer der Soldaten hat im Gepäcknetz Annes Gitarre entdeckt und gibt seinem Kameraden einen Rippenstoß: »Ob die Type wohl spielen kann?«

»Frag sie doch«, meinte der andere.

»Ne, frag du sie!«

Schließlich rafft sich einer auf und bittet Anne: »Greif doch mal in die Seiten und laß uns einen Song hören.«

»Seid ihr sicher?« wendet Anne ein. »Die Lieder, die

ich spiele, sind vermutlich nicht nach eurem Geschmack. Ich bin Christ, und das wirkt sich auch auf die Auswahl meiner Lieder aus.«

»Ach sing nur, wir hören schon zu«, drängen die jungen Männer.

Da erkennt Anne die Gelegenheit. Sie holt die Gitarre aus dem Gepäcknetz und beginnt ein Lied nach dem anderen zu singen. Kassettenrecorder und Kofferradios sind verstummt.

Die jungen Männer hören die Texte und also auch ihre Aussage:

Heute will dich Jesus fragen:
Bist du ganz für mich bereit?
Du verlierst dich sonst im Jagen
nach den Gütern dieser Zeit.
Wag es mit Jesus, was deine Not auch sei,
wag es mit Jesus, er macht dich frei!

Am nächsten Bahnhof steigen drei Soldaten aus. Mit den beiden Zurückgebliebenen kommt Anne ins Gespräch.

»Sag mal, wie kommt das, daß du fromm bist?« Diese Frage beschäftigt die jungen Männer. Anne erzählt, wie sie Christus ihr Leben anvertraut hat.

»Ich bin froh, daß er immer bei mir ist, daß ich alles mit ihm besprechen kann. Neulich habe ich etwas Tolles erlebt, das hat mich einfach umgehauen.

Ich studiere Mathematik. Als ich mit einer Aufgabe überhaupt nicht zu Rande kam, sprach ich mit Jesus darüber. Ich war selbst überrascht, daß er sogar etwas von Mathematik versteht. Nach kurzem Überlegen hat er mir auf die Sprünge geholfen. Ich wußte, wie ich den Beweis zu führen hatte. Das hat mir Mut gemacht, Jesus in alle Belange meines Lebens einzubeziehen.«

Aufmerksam hören die Soldaten zu. Sie beginnen zu

begreifen, daß sie hier mit einer großartigen Sache konfrontiert werden.

Anne merkt es und geht darauf ein. Sie zieht ein kleines Heft aus der Tasche, in dem anhand von vier geistlichen Gesetzen der Plan Gottes zur Errettung des Menschen erläutert wird. Punkt für Punkt spricht sie die einzelnen Heilstatsachen mit den Soldaten durch. Die beiden jungen Männer beginnen zu staunen, daß Gott in Jesus einen Weg gefunden hat, unsere Schuld aus dem Weg zu räumen und uns den Weg in die Gemeinschaft mit Gott zu öffnen.

»Übrigens habt ihr doch sicher zu Hause noch irgendwo ein Neues Testament verstaubt im Regal stehen«, ermuntert Anne ihre Reisegefährten. »Es lohnt sich, darin Jesus kennenzulernen. Mir ist es das liebste Buch geworden.«

Einer von ihnen nickt. »Na, dann will ich mal die Bibel wieder hervorholen. Ich möchte herausfinden, was hinter einer Person steckt, die Menschen so faszinieren kann wie dich.«

Der Zug nähert sich Kassel. Hier steigen die beiden Soldaten aus.

Anne bleibt allein zurück. Nachdenklich lehnt sie sich in die Polster ihres Fensterplatzes. Nun könnte sie schlafen. Aber Erregung und Freude sind zu groß. Sie schaut in die Nacht hinaus und dankt Gott.

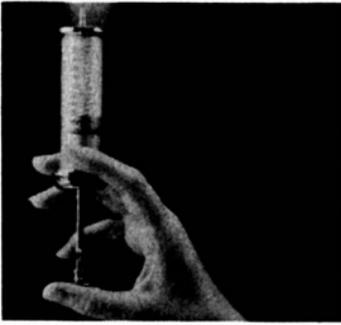
Als sie spät abends, todmüde aber überglücklich nach Hause kommt, sprudelt es nur so aus ihr heraus: »Mutter, ich bin ja so froh, daß ich nicht gemault und mich beim Schaffner beschwert habe, als die jungen Männer in mein Abteil stürmten. Ich hätte mir eine tolle Gelegenheit, von Jesus zu reden, total vermasselt.«

(Vorlesezeit 7 Minuten)

Lotte Bormuth



Ein junger Mensch überwindet die Angst durch das Gebet:



Vor der Operation

Ich war damals achtzehn Jahre alt und sehr krank. Eines Morgens trat der Chefarzt in mein Zimmer, setzte sich auf die Bettkante, fühlte mir den Puls und versuchte es mir schonend beizubringen: »Kind, morgen muß die gefürchtete Untersuchung vorgenommen werden. Ich kann es nicht verantworten, sie länger hinauszuschieben. Der letzte Befund war ungünstig; es ist leider nicht ausgeschlossen, daß wir die rechte Niere wegnehmen müssen.«

Meine Augen weiteten sich vor Angst und Entsetzen. Ich stammelte irre Worte. Der Arzt versuchte mich zu beruhigen: »Ich will dich doch nicht quälen, sondern dir helfen.« Als er sich erhob, nahm er die bunte Spruchkarte in die Hand, die meine Mutter mir auf den Nachttisch gelegt hatte, las sie und heftete sie an die Fieberkurve. – »Ich will eine Hilfe schaffen dem, der sich danach sehnt«, las er noch einmal halblaut und drückte mir die Hand.

Als der Arzt das Zimmer verlassen hat, beginne ich haltlos zu schluchzen. Meine Bett Nachbarin kommt zu mir herüber und meint tröstend: »Beten Sie doch, dann läßt sich alles leichter ertragen.«

In meinen Augen blitzt es zornig auf. Ich antworte: »Ich kann jetzt nicht beten. Ich glaube nicht an Gott. Wie kann

ein Vater der Liebe mich so quälen? Andere Mädchen meines Alters gehen jetzt draußen in der Sonne spazieren, tanzen, flirten, unterhalten sich – ich aber bin ans Bett gefesselt!«

Die Bettnachbarin spricht weiter auf mich ein. Aber ich will nicht auf sie hören. Sie kann meiner Meinung nach gut reden, sie hat die Jugend hinter sich. Ich aber will leben, will etwas vom Leben haben. Meine Mundwinkel ziehen sich spöttisch nach unten, und ich spreche manches unbedachte Wort.

Am nächsten Morgen wird der gefürchtete Eingriff vorbereitet. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Auch jetzt steckt mir die Angst in allen Gliedern, während ich die Schwester beobachte, die mit den Instrumenten hantiert. Die Schwester bemerkt meine Blässe, legt mir wie zur Beruhigung die Hand auf die Schulter. Aber es beruhigt mich nicht.

»Ich halte es ohne Narkose nicht aus«, sage ich und denke plötzlich: Ob Beten hilft? Soll ich es versuchen? Aber wird Gott mich jetzt noch erhören, wo ich am Vortag so über ihn hergezogen bin?

Doch da war der Notschrei nach Geborgenheit, nach einem festen Halt, nach Hilfe. Ich betete. Halblaut sprach ich vor mich hin. Die Schwester beobachtete mich, ließ mich aber gewähren. Über alle Bedenken und Zweifel hinweg stammelte ich vor mich hin, die Worte wollten sich nicht recht formen.

Dann erschien der Chefarzt mit seinen beiden Assistenten. Ich wurde angeschnallt, war vollständig hilflos und fühlte mich wie die Maus in der Falle. Ich schloß die Augen und betete unentwegt: »Herr, hilf mir, hilf mir doch!« Zu mehr war ich nicht fähig.

»Haben Sie keine Schmerzen?« fragte der Chefarzt verwundert. Er wußte, wie sehr ich beim letzten Eingriff gelitten hatte. »Es ist zu ertragen«, antwortete ich leise und fand es wirklich zum Aushalten.

Später lag ich wieder in meinem Bett und grübelte lange darüber nach. War das Beten meine Hilfe gewesen? Ich hatte doch wirklich weniger Schmerzen gehabt.

Erneut faltete ich die Hände und bat um Gesundheit meiner Niere. Der Befund kam zurück und zeigte eine deutliche Besserung. Monate später wurde ich geheilt entlassen. Wie eine Träumende schritt ich über die altgewohnten Wege meiner Heimatstadt. Ich war dem Leben wiedergeschenkt.

Dann war Zeltmission. Der Evangelist sprach über das Thema: »Bausteine zum eigenen Verderben.« Und was er sagte, packte mich. Es zwang mich zum erneuten Nachdenken, zu einer klaren, rückhaltlosen Entscheidung für Christus.

Gottes Wort traf mich bis ins Mark. Zum zweitenmal in meinem Leben fühlte ich mich gerufen. Mir wurde klar, daß ein Leben nur dann Sinn und Erfüllung haben kann, wenn es im Licht Gottes geführt wird.

Ich erkannte auch, daß Vergnügungen nicht den eigentlichen Wert des Alltags ausmachen. Alle meine Fragen und Zweifel sprach ich wieder vor Jesus aus. Und er gab mir die Antwort, die Gewißheit, daß ich nun Gottes Kind war. Ich nahm dankbar in Empfang, was Jesus am Kreuz für mich getan hat.

(Vorlesezeit 7 Minuten)

Christel Looks-Theile



Ich darf leben

Die Frühlingssonne scheint, aber mir ist eiskalt, entsetzlich kalt. Da hilft auch nicht, daß ich den Mantelkragen hochschlage und die Hände tiefer in die Taschen vergrabe. Die Kälte kommt von innen. Ich habe Angst.

Ich habe noch nicht viele Tote gesehen – geschweige denn einen Menschen, der mir nahegestanden hatte und den es jetzt zu identifizieren gilt.

Sie war hübsch, sie war jung, sie war gesund – gewesen, muß ich jetzt sagen und kann es noch immer nicht begreifen. In der Anmeldung ist man höflich, fast freundlich. Die weißen Kittel erinnern mich an ein Krankenhaus und lassen fast vergessen, daß ich hier in der Dienststelle der Kriminalpolizei bin. Ich soll einen Augenblick warten, man würde sie gleich heraufholen. Sie – haben die Männer gesagt, aber sie ist ja nicht mehr, sie ist ja tot. Ich schaue zur weißen Tür hinüber. Ich möchte mit ihr reden, nur einmal noch. Ich möchte sie fragen, warum sie es getan hat. Aber ich werde keine Antwort bekommen. Einfach keine Antwort! Meine Hände wollen nicht ruhig bleiben, und genau wie draußen, als mir so kalt war, vergrabe ich sie tief in der Manteltaschen. Irgendwo schlägt eine Tür. Gleich werden sie mich holen – und wieder steigt mir die Angst bis zum Hals.

Angst – das war es. Sie hatte Angst gehabt. Irgendwann hatte sich, wie ein unsichtbarer Bazillus, die Angst

bei ihr eingenistet. Zuerst tat es nicht weh, keiner merkte es, sie wohl auch nicht. Aber die Angst hatte nahrhaften Boden gefunden. Sie wuchs heimlich – unheimlich. Zuerst hatte sie Angst zu versagen, dann hatte sie Angst, doch etwas zu erreichen, denn man würde vielleicht mehr von ihr erwarten. Zuerst hatte sie Angst, krank zu sein, dann hatte sie Angst, man könne sie für gesund halten und Ansprüche stellen. Sogar vor der Liebe hatte sie Angst. Es könnte zu wenig sein, was sie bekam, es könnte zu viel sein, was sie geben sollte. Und eines Tages schien der Weg in die endlose Dunkelheit viel, viel leichter als das Leben mit der Angst.

»Sie können kommen«, sagte leise der höfliche Mann im weißen Kittel. Der kleine Raum ist wohlig warm und voll gedämpften Lichtes. Blumen stehen an der Barriere, die eigentlich überflüssig ist, denn wer kann hier einen Schritt weiter gehen? Sie ist tot – und das trennt. Hier gibt es keine Antworten, hier sind keine Lösungen zu haben. Hier ist einfach alles – beendet.

»Ja, sie ist es«, höre ich mich sagen, als ich mich abwende und dem weißen Kittel folge, der dann hinter mir die Türe schließt. Ich bin allein, und da springt auch mich die Angst wieder an. Ich habe ja versagt. Ich bin mitschuldig, daß sie dort liegt, eingebettet unter rotem Samt bei gedämpftem Licht. Warum habe ich ihr nicht mehr helfen können? Warum habe ich nicht mehr Liebe gehabt? Die Angst, versagt zu haben, wieder, immer wieder zu versagen, ist die neue Angst, mit der ich leben muß. Leben?

Kann ich das? Kann ich das? Mache ich es denn besser? Ich habe vor so vielen Dingen Angst, und jetzt diese neue Angst dazu. Ich schaffe es nicht – so, wie ich es auch nicht geschafft habe, ihr den rechten Rettungsring zuzuwerfen.

Mit fast pietätlosen Schritten stolpere ich ins Freie. Die Sonne scheint noch immer, es ist immer noch Frühling, und ich lebe. Ich muß nicht leben – ich darf leben. Denn

ich habe die Stimme gehört, die einst gesagt hat: »In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.« Jetzt weiß ich, was mich gehalten hat, was mich weiter hält. Die Hand meines Herrn führt mich vorbei an der Abzweigung in den endlosen, dunklen Weg. Ich darf auf der rechten Straße bleiben – um seines Namens willen, nicht, weil ich besser mit den Ängsten fertig werde.

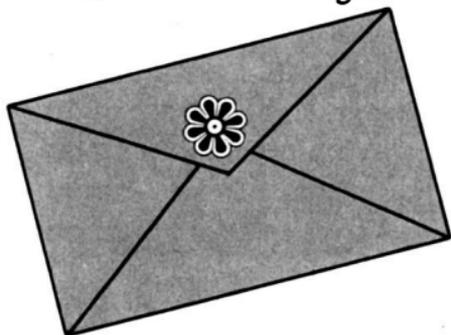
Warum hat sie es nie begriffen? Auch diese Frage findet keine Antwort, auch sie trage ich weiter mit mir herum. Ich weiß, sie wird mich erneut quälen, wie mich Ängste wieder heimsuchen werden. Das Wort aber wird auch dann mächtiger sein: Ich lebe, und ihr sollt auch leben!

(Vorlesezeit 5 Minuten)

Heike Forster



»Jetzt singen wir einfach Osterlieder«, sagte Christa, deren Verlobter bei einem Unfall getötet worden war. »Sie sind das einzig Sinnvolle.«



Ein Brief an Monika

Heute will ich Dir endlich schreiben. Du meinst, ich würde jetzt, nach der Hochzeit meiner Kusine, hier bei den Verwandten am See noch unbeschwerte Ferien genießen. Hier bin ich noch – aber nicht unbeschwert. Es

ist nämlich einiges vorgefallen, womit niemand rechnen konnte.

Ich fuhr also an jenem Freitag hierher. Du weißt, daß ich ein bißchen »Bammel« hatte, weil diese Verwandten sehr kirchlich sind. Als ich ankam, waren sie eifrig beim Kuchenbacken für die Hochzeit. Das ist hier so üblich – und eine Masse Arbeit! Aber da alle nur denkbaren Schwestern, Tanten und Cousinen mitmachten, ging es sehr vergnügt zu und machte mir richtig Spaß.

Am Dienstag ging die Backerei weiter. Martin, Christas Bräutigam, war auch schon da und half ab und zu mit. Ich fand ihn riesig nett. Die beiden waren ja nicht mehr ganz jung, liebten sich jedoch anscheinend sehr; sie wollten an einer gemeinsamen Aufgabe arbeiten und paßten prima zusammen. Am Abend fuhr dann Martin mit seinem Auto eine Tante Emmi nach Hause, die für ihre Linzer Torten berühmt ist. Er blieb lange fort.

Vielleicht hatte ihn die Tante noch aufgehalten, dachten wir; denn für die Fahrt brauchte er höchstens 15 Minuten. Endlich hörten wir ein Auto. Aber es war ein Streifenwagen der Polizei. Sie versuchten es schonend zu sagen. Die Nachricht war entsetzlich genug: Auf dem Rückweg war ein betrunkenener Lastwagenfahrer frontal mit Martins Auto zusammengestoßen. Als man Martin aus den Trümmern des demolierten Wagens befreit hatte, war er tot. Und das zwei Tage vor der Hochzeit. Die arme Christa! Ich glaube, ich wäre verrückt geworden.

Christa wurde nur ganz weiß. Aber sie sagte kein einziges Wort, weinte nicht. Es war unheimlich. Wir hatten Angst um sie, auch während der nächsten Tage. All das, was nach so einem Unglück an praktischen Dingen erledigt werden muß, tat sie wie mechanisch. Sie wirkte, als wenn sie nicht ganz da wäre.

Dann kam der gefürchtete Tag, an dem Christa nicht wie geplant mit Martin vor dem Traualtar, sondern an seinem Grab stand. Als die ersten Erdschollen auf den

Sarg fielen, löste sich ihre Erstarrung. Der Pfarrer sprach von Ostern, von der Auferstehung und von der Hoffnung. Da endlich weinte Christa. Wir waren alle erleichtert – aber es war wie eine Flutwelle. Du, ich hab auch mitgeheult. So war das!

Anschließend schlief Christa fast zwei Tage lang. Wahrscheinlich war das gut. Danach war sie wieder freundlich und gelöst, nur noch sehr bleich und stiller als vorher. Moni – mich beschäftigt das ganze ungeheuer. Dieses sinnlose Sterben! Dieser Schicksalsschlag anstelle von Freude und Glücklichein!

Nun waren noch praktische Dinge zu erledigen. Christa mußte ihre Wohnungseinrichtung aus dem Heim zurückholen, das sie zusammen mit Martin hatte leiten sollen. Da einer der Vettern gerade ein entsprechendes Fahrzeug bekommen konnte, fuhren wir am Samstag hin. Natürlich half ich gern mit – aber vor der Fahrt allein mit Christa hatte ich ziemlich Angst. Wäre Dir genau so gegangen. Nachdem wir gestartet waren, sagte Christa plötzlich: »Weißt Du was, Beate? Jetzt singen wir einfach Auferstehungslieder! Sie sind das einzig Sinnvolle.« Und sie stimmte ein Lied an. Was blieb dem Vetter und mir anderes übrig, als miteinzustimmen in das »Halleluja«, in die Verse von Jesus Christus, der auferstanden ist, der lebt und uns auferweckt? Die Lieder kenne ich ja noch von der Kirche her. Aber daß sie jemand in so einer Situation singt, hätte ich nie für möglich gehalten. Da saß Christa, der zwei Tage vor der Hochzeit der Mann grausam entrissen worden war – im Auto auf einer Fahrt, die noch einmal über jeden Zweifel deutlich machte, daß es mit der Freude auf eine gemeinsame Zukunft endgültig vorbei war – und sang Osterlieder!

Ab und zu lief ihr eine Träne übers Gesicht. Aber ich spürte genau, daß sie glaubte, was sie sang, daß sie darauf vertraute und daß es sie tröstete. Wahrscheinlich kam von daher ihre Kraft und ihre Hoffnung. Ich fasse

das heute noch nicht – aber irgendwie ahne ich, daß dies etwas entscheidend Wichtiges sein muß. Richtig darüber sprechen kann ich noch nicht. Vielleicht verstehst Du das nicht.

Nun, Monika, Du hast sicher einen ganz anderen Brief erwartet. Aber ich kann nichts dafür. Du bist doch meine Freundin – wem sollte ich denn sonst das alles schreiben?

Nächste Woche bin ich wieder zurück. Bis dahin!

Deine Beate

(Vorlesezeit 6 Minuten)

Marianne Zink



An der Tür zum Nächsten

5

Christen missionarisch unterwegs

Frau Winkelmann möchte Einladungen für die bevorstehende Evangelisation verteilen. Da hat sie plötzlich Probleme:

Die Tür zum Nächsten darf nicht zuschlagen

Frau Winkelmann weiß nicht, warum sie die Einladungszettel für die bevorstehende Evangelisation überhaupt angenommen hat. Aber wahrscheinlich tat sie es, weil die meisten anderen es auch taten.

Sie holt die Faltblätter aus ihrer Handtasche und denkt an die Worte des Pastors, sie möglichst im Bekanntenkreis mit ein paar freundlichen Worten weiterzugeben.

Ob die anderen die mitgenommenen Einladungen wirklich alle verteilen, oder landen die meisten im Papier-

korb? überlegt Frau Winkelmann. Wem könnte ich denn eine Einladung geben? grübelt sie und läßt einige Personen in Gedanken Revue passieren.

Da ist zunächst Frau Schneider, die neben ihr arbeitet. Nein, die kommt nicht in Frage, stellt sie fest. Wenn wir uns erst gestern wegen ihrer Qualmerei gestritten haben, kann ich ihr morgen keine Einladung zu einer Evangelisation geben. Die lacht mich ja aus. Warum muß sie aber auch immer soviel rauchen.

Lieselotte Müller aus der Buchhaltung, die könnte ich einladen. Sie hat sowieso immer Langeweile, und Kummer hat sie auch. – Was sie wohl denkt, wenn ich ihr sage, daß ich an Jesus Christus glaube, wo ich doch noch nie darüber gesprochen habe? Nach kurzem Überlegen gewinnt Frau Winkelmann die Überzeugung, daß das ja nicht so schlimm wäre. Die Abende, an denen sie gemeinsam ihren Büroärger »hinuntergespült« und über die Kollegen geredet haben, scheinen ihr da schon eher ein Hindernis. Sie kommt auch nicht in Frage, entscheidet Frau Winkelmann.

Plötzlich erinnert sie sich an ihre Schwester Hiltrud, von der sie nach einem Erbstreit schon fast ein Jahr nichts mehr gehört hat. Das wäre eine gute Gelegenheit, diese leidige Sache endlich aus der Welt zu schaffen, freut sie sich. Hätte sowieso nicht gedacht, daß man sich wegen ein bißchen Erbe so streiten kann. Doch die freudige Stimmung ist schnell gedämpft. Ob da nicht doch erst vor der Einladung eine Versöhnung kommen müßte?

Frau Winkelmann sieht die Schwester förmlich vor sich, wie sie ihren prüfenden Blick erst über die Einladung und dann über sie schweifen läßt.

»So, Jesus verändert das Leben. Na, liebe Schwester, bei dir ist davon aber nichts zu spüren. Also entweder bist du noch nicht lange genug dabei, oder mit diesem Glauben ist es nicht weit her.

Nein, meine liebe Schwester, wie du dich nach dem

Tod von Vater aufgespielt hast. Nein – danke.«

Hiltrud kommt also auch nicht in Frage. Es ist wirklich schwer, so eine Einladung persönlich weiterzugeben. Am besten, ich werfe die Einladungen in die Briefkästen unseres Hauses, entscheidet sie. Doch auch dieser Gedanke begeistert sie nur kurze Zeit.

Plötzlich stellt sie sich vor, wie sie ihrer Nachbarin begegnen könnte, mit der sie sich schon längere Zeit nicht mehr grüßt. Frau Winkelmann würde ja, aber die Nachbarin antwortet nicht mehr. Warum hat sie aber auch so laut gefeiert, war ja nicht zum Aushalten, erinnert sich Frau Winkelmann. Was sie wohl sagen würde, wenn wir uns in der Gemeinde auf einmal gegenüberständen? – Was, Frau Winkelmann, Sie sind auch hier, also wenn ich das gewußt hätte, dann wäre ich nicht gekommen. – Genau so würde sie reden.

Frau Winkelmann ist deprimiert. Kommt als Lösung nur noch der Papierkorb in Frage. Mit einem Schlag, mit einem Wurf wäre sie aller Sorgen ledig. Wirklich?

Nein, begreift sie, die Lösung des Problems ist nicht der Papierkorb. Hiltrud hätte schon recht, von Veränderung ist bei mir wirklich nichts zu sehen. Ob es immer nur an den anderen liegt, daß ich dauernd Ärger habe?

Sie sitzt noch lange vor ihren Einladungen, denkt nach – und betet. Ob Jesus nicht die Türen, die sie zugeschlagen hat, wieder öffnen könnte? Sie bemerkt nicht, daß Tränen auf die Einladungen fallen und sie naß und unansehnlich werden. Der Papierkorb ist nun doch ihr sicheres Ende, aber etwas Gutes hatten sie dennoch.

Frau Winkelmann nimmt sich vor, gleich morgen ihre Schwester Hiltrud zu besuchen. Und die Sache mit Frau Schneider will sie auch klären, und auch zur Nachbarin möchte sie gehen und und und . . .

(Vorlesezeit 5 Minuten)

Gerhild Wahl



Wer sich mit einem entlassenen Strafgefangenen an der Haustür einläßt, geht ein Risiko ein. Deshalb ist dieser Bericht nicht »zur Nachahmung empfohlen«. Aber wer hier im Glauben einen Missionsdienst erkennt, braucht sich wohl nicht zu fürchten:

Dann ließ ich ihn doch in die Wohnung

Wir leben in einem Pfarrhaus. Alle paar Tage kommen Tappelbrüder von der Landstraße an unsere Tür und bitten um Geld. In der Regel erhalten sie einen Gutschein, mit dem sie sich im Laden an der Straße Lebensmittel kaufen können. Sonst würden viele das Geld in Alkohol umsetzen.

Eines Tages stand ein junger Mann vor mir in der Haustür. Er mochte 19 Jahre alt sein und wirkte erschöpft. Die Schultern hatte er nach vorne gezogen, die Arme ließ er schlaff herunterhängen. Seine Hände waren geschwollen und rot angelaufen. Er redete so nervös, daß ich ihn nicht verstehen konnte. Und er sprach so ununterbrochen, daß man das einfach an der Tür nicht erledigen konnte. Deshalb forderte ich ihn auf, hereinzukommen.

Da trat er einen Schritt zurück und sagte: »Ja, wenn Sie keine Angst haben. Die meisten haben Angst. Ich komme nämlich aus dem Gefängnis.«

Nun schlug mein Herz doch schneller. Trotzdem ließ ich ihn in den Flur und zeigte auf den Sessel, der da steht. Er ließ sich schwer in die Polster fallen und meinte:

»Endlich mal sitzen! Ich laufe schon 8 Stunden rum.«

Er wollte mir eine Zeitschrift aufschwätzen. Ein Abonnement für ein Jahr. Gerade vor diesen Geschäften an der Tür wird man oft gewarnt. Aber der Junge tat mir einfach leid; ich konnte mich nicht von ihm abwenden. Er war früher kaufmännischer Angestellter gewesen. Vielleicht hatte er ja den guten Willen, sich wieder eine Existenz zu schaffen. Dazu brauchte er zunächst ein Dach über dem Kopf. Deshalb lief er von Tür zu Tür. Sicher drückte er mit nervöser Angst auf jeden Klingelknopf: Werden sie nun bestellen, oder tun sie es nicht? Zwei Abonnements hatte er an diesem langen, nassen Tag verkauft.

Sonst bin ich bei solchen Menschen sehr vorsichtig. Aber wenn wir Christen den Leuten, die einmal gestrauchelt sind, nicht helfen, sich wieder in die Gesellschaft einzuordnen, dann werden sie zwangsläufig in ihr altes Leben zurückfallen. Und so ließ ich einen Strafantlassenen in mein Haus, obwohl ich ganz allein war.

Ich gab ihm Brot und Kaffee, und er wärmte sich mit sichtlichem Behagen daran. Unterdessen studierte ich in der Küche seine Unterlagen: Lieferschein, Personalausweis, 63 DM Entlassungsgeld.

Der Junge kam in die Küche und schaute mir in die Augen. »Ich werde kontrolliert, ob ich auch höflich war.« Ich sagte: »Sie sind nett.« Da traten ihm Tränen in die Augen. Wer weiß, wann ihm das jemand zum letztenmal gesagt hatte.

Mit klopfendem Herzen unterschrieb ich den Vertrag, gleich dreimal. Es handelte sich um unsere normale Fernsehzeitung, die wir sowieso kauften. Sie kostete lediglich etwas mehr wegen der Postgebühr. Aber das wollte ich für den Jungen schon tun. Trotzdem hatte ich Angst dabei; denn man wird ja immer wieder davor gewarnt, so etwas an der Haustür zu tun.

Dann ließ ich den Jungen in der Küche allein (was sehr leichtsinnig war!) und suchte einen passenden Pullover

für ihn. Schließlich fielen mir auch die Hemden ein, die meinen Söhnen nicht mehr passen, und ich ließ ihn ein zweites Mal allein (was noch viel leichtsinniger war!).

Schließlich gab er mir die Hand und dankte mir. Ich dachte, den Jungen kannst du nicht einfach so weggehen lassen und frage: »Glauben Sie eigentlich an Gott?«

»Ja.«

»Beten Sie auch manchmal?«

»Ja, jeden Abend.«

»Dann können Sie doch Gott Ihre Schuld sagen!«

»Habe ich ja schon. Und ich bereue es ja auch.«

»Dann können Sie doch mit Gott einen ganz neuen Anfang machen, in Ihrem Leben, mit Ihrer ganzen Persönlichkeit.«

Er schaute mich groß an. Ob er es verstanden hat, weiß ich nicht. Ich suchte ein paar Traktate und gab sie ihm. »Lesen tu ich nicht«, wehrte er sofort ab. Aber so schnell gab ich nicht auf.

»Jetzt habe ich Ihnen einen Gefallen getan, da könnten Sie doch sicher auch diese paar Blätter lesen.«

»O. K., mach ich.« Und noch einmal gab er mir die Hand.

Ich habe noch manchmal für ihn gebetet, für diesen fremden Jungen von der Landstraße, der auf die schiefe Bahn gekommen war. Jedem von unseren eigenen Kindern könnte ähnliches passieren. Wer gibt uns die Garantie, daß nicht auch sie in einer versuchlichen Situation schwach werden? Dieser Junge hatte den Willen, wieder neu anzufangen. Es gibt sicher manche solche Menschen. Sie haben es schwer mit uns; wir haben es nicht immer leicht mit ihnen. Mag Gott uns die Augen öffnen, daß wir wissen, wann er will, daß wir unsere Tür aufmachen. Durch ein schlichtes Traktat ist schon mancher zum Glauben an Jesus gekommen. Vielleicht darf es bei jenem jungen Mann von der Landstraße auch der Fall sein.

Ein Mann liest im Zugabteil eine Zeitung und läßt sie dann liegen. Auch eine Evangelisationsmethode?



Der Mann war mir vorher nie aufgefallen. Er sah genau so aus wie die meisten anderen, die morgens mit diesem Zug zur Arbeit fahren. Weder sein Verhalten noch sein Äußeres hoben ihn aus der Masse heraus. Er gehörte auch nicht zu denen, die unbedingt auffallen wollen: durch ihre Kleidung zum Beispiel, sei es nun positiv oder negativ. Er wirkte ganz unauffällig. Und ich wußte nicht, wie oft wir schon im gleichen Zug gefahren waren. Bis zu jenem Tag, an dem wir uns unverhofft im Abteil gegenüber saßen.

Er zog eine Zeitung aus der Tasche, die ich von der Aufmachung her für ein Boulevard-Blatt hielt. Viele lesen morgens im Zug ein solches Blatt. Nichts Besonderes also. Als er austieg, ließ er die Zeitung liegen.

Da ich einige Stationen weiterfuhr, überlegte ich, ob ich diese Gelegenheit nicht dazu benutzen sollte, um mich mit den neuesten Skandalgeschichten vertraut zu machen. Ich pflege solche Zeitungen zwar nicht zu kaufen, aber manchmal plagt mich doch die Neugier, wie und was die Leute darin schreiben.

Ich zögerte wohl zu lange. Ein junges Pärchen betrat das Abteil und setzte sich mir gegenüber. Das Mädchen griff sofort nach der Zeitung. Es schlug sie auf und

stutzte: »Guck mal«, sagte sie überrascht zu ihrem Begleiter, »eine fromme Zeitung.«

Ein frommes Blatt? Ich wurde hellhörig und begann die Rückseite der aufgeschlagenen Zeitung, in die die beiden jungen Leute interessiert ihre Köpfe steckten, zu lesen. Da dies normalerweise nicht zu meinen Angewohnheiten gehört, fühlte ich mich ertappt, als sie plötzlich fragten, ob die Zeitung wohl mir gehöre.

»Nein«, gab ich verwirrt zur Antwort. »Dann nehmen wir sie mit«, entschied das Mädchen und steckte sie ein.

Von da an beobachtete ich den Mann, wenn ich ihn einsteigen sah. Und nun bemerkte ich, was mir vielleicht schon früher hätte auffallen können: daß er häufig eine Schrift im Zug liegen läßt – zum Lesen für andere.

Ich habe darüber nachgedacht. Er erfährt mit dem, was er tut, nie Anerkennung oder Ablehnung. Er handelt, egal, ob seine Hefte gelesen, zerrissen oder einfach nicht beachtet werden. Er handelt, weil er glaubt, daß Gottes Wort immer eine Wirkung hat.

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Gerhild Wahl



Ein junger Mann wird straffällig, aber Gott läßt ihn nicht fallen:



**Gott gab
mir eine
Chance!**

Vor etwa zehn Jahren sah mein Leben ganz anders aus als heute. Ich wohnte bei meinen Großeltern und arbeitete in einem kaufmännischen Beruf. Da wurde mein Großvater krank: Magenkrebs. Eineinhalb Jahre später ist er gestorben.

Ich habe diesen Mann zur Toilette getragen und dann wieder zurück ins Bett. In unserem Haus glaubte keiner an Gott. Aber mein Großvater begann zu fragen: »Was wird mit mir nach meinem Tod?« Ich habe miterlebt, wie er mit dieser Frage nicht weiterkam. Er hat zwar mit einigen Menschen gesprochen, die etwas darüber wußten, aber ich glaube nicht, daß er den Weg zu Gott noch gefunden hat.

Eines Tages, als ich aus dem Geschäft zurückkam, war er tot. An diesem Tag wurde mir klar, wie kurz unser Leben ist. Wie Gras, das verwelkt.

Damals habe ich meinen Beruf an den Nagel gehängt. Ich wollte das Glück suchen. Das Leben nach bürgerlichen Maßstäben erschien mir sinnlos. Ich bin durch mehrere Länder gereist und habe viele Menschen getroffen. Die einen bummelten an irgendwelchen Stränden herum. Junge Leute, die herumflippten und

jahrelang auf der Walze waren. Über einer Spiritusflamme wärmten sie sich die letzte Spritze. Und da waren die anderen, die sagten: »Ich mache mein Leben.« Aber schon damals begann ich daran zu zweifeln, daß jemand sein Leben machen kann.

Auf diesen Wanderungen wurde ich kriminell. Ich fing an zu stehlen und verschob Autos. In Deutschland wurde ich von der Polizei gesucht. Man legte mir Diebstähle im Wert von 40000 Mark zur Last, und zwei Gerichtsverfahren warteten auf mich.

In dieser Situation kam ich 1971 nachts aus Spanien zurück. Dabei traf ich einen Menschen, der mir auf den Kopf zusagte, wie mein Leben aussah. Ich antwortete ihm: »Mein Leben ist nicht mehr wert, als daß ich es einfach so wegwerfen könnte.« Und er sagte: »Ich glaube, daß Gott dir eine Chance geben kann. Er kann dich verändern und aus deinen gegenwärtigen Lebensverhältnissen herausholen.«

Mir kam das unsinnig vor. Ich hatte Gott noch nie erlebt: weder beim Tod meines Großvaters, noch in unserer Familie, noch bei den Menschen, mit denen ich bisher verkehrt hatte. Auch in der Schule und im Beruf hatte ich nie einen Menschen getroffen, der mir sagte, daß er an Gott glaube. Ich hielt das Christentum für eine Ideologie, an die die Christen sich anlehnen konnten, damit sie nicht umfielen. Jener Mann aber sagte zu mir: »Du mußt dich deiner Vergangenheit stellen, sonst ist es hier schon aus mit dir.«

Ich ließ mir das durch den Kopf gehen, und er fuhr fort: »Wenn du willst, dann werden wir für dich beten. Ich werde dir helfen, dein Leben noch einmal in eine andere Bahn zu bringen.«

Ich dachte mir: Versuchs halt mal so, wie er es gesagt hat. Ich begann als Handlanger auf einem Bau zu arbeiten. Tag für Tag habe ich mich mit der harten, mir ungewohnten Arbeit abgequält.

Dann habe ich mich in Wermelskirchen der Polizei

gestellt. Da hat man mir dann vorgelesen, was alles auf mich wartet. Aber sie sagten: »Wenn Sie hierbleiben, kommen Sie nicht in Untersuchungshaft.«

In jener Zeit kam eine christliche Gruppe nach Scheideweg. Sie haben von Gott gesungen und von Jesus geredet. Ich dachte mir: Du solltest diesen Menschen zeigen, daß du ihrem Gott eine Chance gibst. So bin ich hingefahren und habe mir das angehört. Gemeinsam mit meiner Freundin habe ich mich ganz hinten an die Tür gestellt. Ich dachte, die wollen dich sowieso bekehren, also nichts wie raus aus dem Bau, sobald die Sache zu Ende ist.

Am ersten Abend sind wir auch sofort verschwunden. Und das Ganze hat mich nicht besonders beeindruckt. Am nächsten Abend wollten wir eigentlich zum Tanzen fahren. Aber als wir an die Kreuzung kamen, wo die Straße nach Scheideweg abzweigt, da drehte sich mein Lenkrad wie von selbst nach rechts. Also fuhren wir noch einmal zu der Veranstaltung der jungen Leute und stellten uns wieder ganz hinten an die Tür. Ich hörte der Ansprache zu, und mit einemmal war es, als würde ich aufwachen.

Gott trat in mein Leben und sagte: »Ich lebe, willst du heute, daß ich in dein Leben komme?«

Ich war zutiefst erschrocken. Ich dachte: Das kann doch nicht wahr sein! Es gibt keinen Gott, der sich melden kann, und ich kämpfte mit meiner Vernunft gegen diese Stimme an. Aber ich hörte sie immer deutlicher und klarer, obwohl meine Vernunft mir einzureden versuchte, daß es diesen Gott nicht gibt.

Ich dachte nur noch: Wenn die Veranstaltung aus ist, dann nichts wie weg. Gib ihnen gar keine Chance. Wer soll dir bei deinem verpfuschten Leben schon helfen?

Aber ich kam nicht raus. Der Ausgang war total verstopft. Auf einmal tippte mir jemand von hinten auf die Schulter und sagte: »Ich habe zwei Tage lang für dich gebetet, daß Gott dein Herz verändert.« Ich wandte mich

dem Sprecher zu und attackierte ihn mit den üblichen Fragen: Wie war das mit den Kindern von Adam und Eva? Warum ist dieses so und jenes anders? Alles, was ich an Gott nicht verstand, schleuderte ich diesem Mann entgegen. Aber er gab mir plausible Antworten, die mich einigermaßen verblüfften. Und dann fragte er mich: »Bist du bereit, deine Knie vor diesem Gott zu beugen?«

Ich dachte, mich beugen vor einem Gott, den ich nicht sehe? Ich suchte Zuflucht bei meiner Freundin. Die macht bestimmt nicht mit, dachte ich. Deshalb fragte ich sie: »Ingrid, würdest du da mit hineingehen und vor diesem Gott deine Knie beugen?« Und sie sagte ganz einfach: »Ja.« Das hat mich schwer getroffen. Ingrid – sie ist heute meine Frau – glaubte so wenig wie ich. Sie hatte keine Beziehung zu diesen Dingen.

Wir gingen mit in ein separates Zimmer, und ich pflanzte mich dort auf. Aber der Mann, der mich angesprochen hatte, sagte: »Du sollst niederknien.« Ich wollte auch, aber es ging einfach nicht. Mein ganzer Stolz bäumte sich an diesem Abend auf: Ich sollte niederknien in einem leeren Raum, vor einem Gott, den man nicht sieht, und darauf warten, daß einer kommt und mich verändert? Ich wehrte mich mit meinem ganzen Wesen dagegen. Aber dann war wieder die andere Stimme da und sagte: »Knie nieder, es ist deine letzte Chance, in diesem Leben noch einmal einen Sinn zu finden.«

Da begann ich, mir mein sinnloses und verpfushtes Leben vor Augen zu halten. Und damit hatte er den Kampf gewonnen. Ich bin niedergekniet. Gebetet habe ich nicht mehr viel. Ich habe eigentlich nur geweint. Meine Schuld, meine Sünde, meine verzweifelte Lage, meine Angst vor morgen, mein total zerrüttetes Wesen, das alles offenbarte sich in diesen Tränen. Ich habe damals nur gesagt: »Jesus, komm in mein Leben. Wenn du die Macht hast, dann beweise sie an mir. Dann zeig doch, ob du Wunder tun kannst.«

Und Jesus Christus ist in mein Leben gekommen. Er hat es verändert, er hat mir Frieden geschenkt. An jenem Abend ging ich glücklich nach Hause. Ich kramte eine alte Bibel heraus und begann darin zu lesen. Und die Worte gaben mir Kraft. Sie sprachen zu mir, und Gott hat dadurch mein Gewissen verändert.

Jesus Christus hat ganz von innen angefangen. Er hat mir noch einmal die Kraft gegeben, dieses Leben anzupacken. Ich habe beide Gerichtsverfahren hinter mich gebracht. Ich wurde auf Bewährung freigesprochen; bei der Größe meiner Vergehen war das ein Wunder. Inzwischen ist die Bewährungszeit abgelaufen, und die 40000 Mark Schulden sind bezahlt. Ich bin vor den Menschen frei.

Aber viel wichtiger ist, daß ich heute weiß, daß Gott lebt. Denn nur er hat mich gerettet. Heute bin ich glücklich. Und ich kann das sagen, ohne mir darauf etwas einzubilden; denn das Glück, das ich habe, hat Gott mir geschenkt. Ich weiß, wenn ich an ihm festhalte, wird es ein tieferes Glück sein, als es je ein Mensch an einer irdischen Sache gefunden hat. Und es wird in Ewigkeit nicht aufhören.

Gott ist mir in den Weg getreten. Ich habe erfahren, daß er lebt. Er hat mich herausgerissen aus meinem bürgerlichen Dasein und mir durch Jesus den Mut gegeben, anders zu leben. Mit Liebe in den Augen und mit Liebe im Herzen. Bereit, den aufzunehmen, der hoffnungslos auf der Straße verreckt. Nicht, weil es eine gute Tat ist, sondern weil Jesus in meinem Leben wohnt.

Kennst du Gott? Oder meinst du, du könntest ihn durch deine Vernunft widerlegen? Vielleicht solltest du dein Leben daraufhin einmal gründlich überprüfen.

(Vorlesezeit 10 Minuten)

Hansjürgen Eichblatt



Sie war in Leningrad aufgewachsen. Aber schließlich landete sie in Ghana auf der Straße:

Jetzt wohnt Natascha bei uns

Ein
Erlebnis
in Accra

In unserer deutschen Bibelstunde in Accra herrscht eine herzliche Atmosphäre. Da wird es beim persönlichen Austausch leicht spät. So ging es schon auf Mitternacht zu, als wir endlich nach Hause fuhren, und unterwegs blieb uns prompt die obligatorische Autopanne nicht erspart.

Als unser Vehikel wieder flott war, überholte mich einer der einheimischen Trotto-Busse. Der Fahrer rief aufgeregt: »Stop, please, Master, stop! Wir haben eine weiße Frau bei uns. Sie ist total betrunken und fast aus dem Wagen rausgefallen. Wir wissen beim besten Willen nicht, was wir mit ihr machen sollen!«

Drinnen im Wagen saß, stockbesoffen, Natascha aus Rußland. Bereits etwas demoliert, schimpfte, tobte und heulte sie: »Gott, willst du mir nicht helfen?« Das ganze Elend einer weißen Prostituierten in Afrika trat zutage.

Ich hatte schon manchmal darüber nachgedacht, daß man eigentlich auch einmal in die Kneipen gehen und besonders diesen Frauen das Evangelium sagen müßte. Aber man kann schließlich nicht alles machen.

Doch jetzt waren wir dran. Am nächsten Mittag wurde Natascha langsam wieder nüchtern und begann uns ihre Geschichte zu erzählen.

Sie war in Leningrad aufgewachsen. Im Krankenhaus

hatte sie dann den schwarzen Medizinstudenten aus Ghana kennengelernt. Sie heirateten und bekamen drei Kinder. Schließlich verließen sie Rußland, aber in Ghana zerbrach ihre Ehe. Und wie viele andere Russinnen, die Ghanesen geheiratet hatten, landete auch Natascha auf der Straße.

Zusammen mit Natascha lasen wir die Geschichte vom verlorenen Sohn, der in der Ferne und im Elend Gott fand. Durch Gottes barmherziges Eingreifen erkannte Natascha ihre Schuld, und sie wagte es, ihr Vertrauen auf Jesus zu setzen. Jetzt wohnt sie bei uns. Ohne Wohnung, Arbeit und Geld wäre sie schnell wieder in ihrem alten Bekanntenkreis gelandet.

Menschlich gesehen ist ihre Lage ziemlich hoffnungslos. Unsere Zuversicht und unser Gebet aber ist, daß Jesus Christus ihr hilft, im Glauben fest zu werden. Vielleicht kann sie dann einmal ihre ehemaligen »Koleginnen« mit dem Evangelium bekanntmachen und ihnen den Weg zu einem neuen Leben zeigen.

(Vorlesezeit 3 Minuten)

Jörn André



An einem Würstchenstand in Coburg entwickelt sich eine interessante Diskussion, als hier fünf junge Mormonen von ihren Fahrrädern steigen:



Gespräch am Würstchen- stand

Wir stehen auf dem Marktplatz von Coburg, staunen über die alte Festung, die sich über der Stadt erhebt, und betrachten die ehrwürdigen Patrizierhäuser, die den Platz umsäumen.

Noch eine Attraktion hat dieser Platz zu bieten; sie fällt zwar kaum ins Auge, duftet aber um so mehr. Es ist ein Bratwurststand, wo – nach Coburger Meinung – die besten Bratwürste der Welt verkauft werden. Und zweifellos hat diese auf Kiefernzapfen geröstete Wurst ihr eigenes, vorzügliches Aroma.

An dieser Bude beginnt meine Geschichte. Denn gerade, als ich meine Wurst in Empfang nehme, steigen fünf junge Männer von ihren Fahrrädern und belagern den Stand. Es sind nette Burschen, sympathisch in ihrer ganzen Erscheinung.

Die Frau, die die Würste zubereitet, versucht ein Gespräch. »Kommen Sie aus Schweden?« fragt sie. Die fünf lächeln und schütteln den Kopf.

»Sind Sie Holländer?« Wieder verneinen die jungen Männer.

Die jungen Fremden sind weder Soldaten noch Studenten. Schließlich stellt sich heraus, daß sie als mor-

monische Missionare zwei Jahre für ihre Kirche arbeiten. Nein, sie werden nicht gut bezahlt, sondern tragen die Kosten ihres Einsatzes selbst. Deshalb fahren sie auch mit dem Fahrrad.

Nun suche auch ich das Gespräch mit ihnen und frage: »Was unterscheidet Ihre Lehre von anderen christlichen Bekenntnissen?«

»Wir glauben an die Bibel und an das Buch Mormon.« Nun, zur Bibel habe auch ich ein volles Ja, das Buch Mormon aber muß ich ablehnen. Daraufhin beginnt eine lebhaftige Diskussion.

»Die Bibel verstehen Sie nur, wenn Sie auch das Buch Mormon lesen«, ereifern sich meine jungen Gesprächspartner.

Aber da muß ich ihnen widersprechen: »Wenn ich die Bibel recht verstehen will, dann darf ich das Buch Mormon eben gerade nicht hinzuziehen; denn die Bibel muß durch die Bibel erklärt und verstanden werden. Sie erklärt sich durch sich selbst.«

Die jungen Männer behaupten weiter, daß das Buch Mormon eine Ergänzung zur Bibel sei. Es besage auch, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch einmal nach Amerika gegangen sei und den Menschen dort gepredigt habe.

Auch das kann ich nicht gelten lassen: »Jesus sitzt zur Rechten Gottes«, entgegne ich, »und wenn er wiederkommt, wird es die ganze Welt betreffen.«

Aber meine Partner wollen von ihrem Anspruch nicht lassen. Sie führen das Bibelwort »Ich will andere Propheten zu ihnen senden« an und behaupten: »Wir haben Propheten, echte Propheten bis heute.«

Ich versuche ihnen klarzumachen, daß man dieses Bibelzitat (Luk. 11, 49) nicht aus dem Zusammenhang reißen dürfe. »Die biblische Prophetie ist abgeschlossen«, erkläre ich. »Alle Propheten haben von Christus geredet, von seinem Kommen in die Welt, von seiner Kreuzigung, seiner Auferstehung und seiner Wieder-

kunft. Alles neue Prophetentum ist falsches Prophetentum, vor dem Jesus in seiner großen Endzeitrede (Matth. 24) gewarnt hat.«

Die jungen Männer bringen noch verschiedene andere Argumente vor. Und obwohl ich ihnen entschieden widerspreche, bleiben sie freundlich.

Ich sage: »Wir müssen das verkündigen, was die Bibel eindeutig und klar aussagt. Wichtig ist, daß wir die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu erfassen und das Heil, das uns damit erworben wird, annehmen. Nur Jesus selbst, nicht eine Konfession oder Lehre ist unser Heil.«

Die Bratwürste sind längst gegessen. Die jungen Männer greifen zu ihren Fahrrädern. Nein, leicht sei ihre Arbeit nicht, erklären sie auf meine Frage. Die meisten Deutschen seien an religiösen Fragen nicht interessiert.

Ich lade sie ein, am Abend in unser Missionszelt zu kommen: »Ich werde über ein biblisches Thema sprechen, und anschließend können wir uns unterhalten.« Sie zögern, schauen sich an und lehnen ab. Der Abend sei die beste Zeit für ihre Hausbesuche.

Während ich zum Zelt zurückfahre, gehen mir die fünf jungen Männer nicht aus dem Sinn. Wenn sie wirklich die Botschaft von Jesus unter die Leute brächten! Wie könnte man solche Mitarbeiter gebrauchen. Wo sind in unseren Kreisen junge Leute, die sich zwei Jahre für Gott zur Verfügung stellen?

Zugleich geht mir auf, wie dankbar wir für klare biblische Verkündigung sein dürfen. Manchen von uns, die von Kind an zum Gottesdienst gehen, ist das schon viel zu selbstverständlich geworden.

Und ich freue mich, daß ich – wenn auch nur »eine Bratwurst lang« – Gelegenheit hatte, mit diesen jungen Männern über Jesus zu sprechen.

(Vorlesezeit 7 Minuten)

Ernst Jung

Wer erfahren hat, was es heißt, wenn man niemandem mehr etwas bedeutet, für den ist es eine völlig neue Erfahrung, wenn er plötzlich wieder gebraucht wird:

Sie werden erwartet

Frau Linde und Frau Bergerhoff sitzen im Bahnrestaurant bei einer Tasse Kaffee zusammen. Früher einmal waren sie Nachbarinnen, nun haben sie sich Jahre nicht gesehen.

Beide sind über sechzig. Beide verwitwet. Sie freuen sich über dieses Wiedersehen.

»Wie geht es Ihnen?« fragt Frau Bergerhoff.

Das Gesicht von Frau Linde nimmt einen betrübten Ausdruck an. »Wie soll es gehen? Ich lebe so in den Tag hinein. Gewiß, ich kann nicht klagen, finanziell geht es mir gut. Aber sonst – dieses Alleinsein ist einfach kein Leben. Früher, als mein Mann noch lebte, war alles anders. Da hatte man seine Pflichten und wußte, für wen man da war. Jetzt erscheint mir mein Dasein oft so sinnlos. – Aber was rede ich da? Sie sind doch in der gleichen Lage, oder etwa nicht?«

»O, mir geht es recht gut«, erwidert Frau Bergerhoff, »ich arbeite . . .«

Frau Linde sieht ihre Nachbarin erstaunt an: »Sie arbeiten?«

»Ich helfe in unserem Pflegeheim. Ich besuche die Patinenten, die selten oder nie Besuch bekommen. Und

diese Menschen brauchen mich. Ich erledige für sie Besorgungen, schreibe hier und da einen Brief und habe einfach etwas Zeit für sie und ihre Freuden und Nöte.«

»Aber haben Sie das denn nötig? Ihr Mann war doch Studienrat, da müssen Sie doch eine gute Rente haben.«

Frau Bergerhoff lächelt: »Das Geld allein genügt mir nicht. Ich fühle mich noch verhältnismäßig gesund. Da möchte ich Menschen helfen, denen es nicht so gut geht wie mir. Ich habe wie Sie erfahren, was das heißt, wenn man niemandem mehr etwas bedeutet. Nichts macht das Leben öder. Und nun erlebe ich immer wieder, daß man mit mir rechnet. An jedem Dienstag und Freitag warten die Menschen im Altenheim auf mich. Und ich kann etwas tun, wodurch ich die Pflegerinnen entlaste.«

Frau Linde sieht Frau Bergerhoff erstaunt an.

»Vorige Woche hatte ich ein schönes Erlebnis«, fährt Frau Bergerhoff fort. »Ich konnte einer Patientin eine kurze Andacht vorlesen und mit ihr beten. Gerade diese Frau war mir gegenüber bisher immer etwas abweisend gewesen. Sie hatte nie ein Wort über sich selbst gesprochen. Und nun sagte sie mit kaum vernehmbarer Stimme: ›Ich bin froh, daß ich Jesus habe.‹ Können Sie sich vorstellen, wie dankbar ich war, daß diese schwerkranke Frau in Christus geborgen ist?

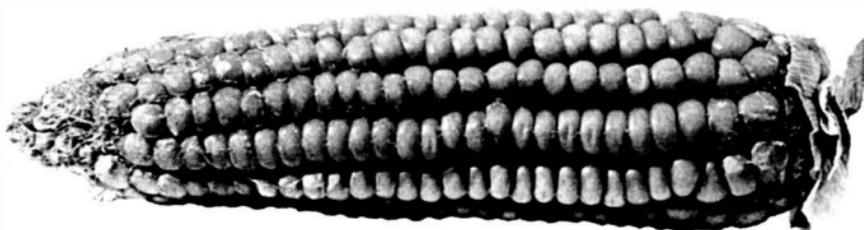
Ich weiß heute, daß ich im Pflegeheim gebraucht werde. Und ich freue mich darüber, daß ich dort noch helfen kann. Sicher gibt es in Ihrer Kirchengemeinde auch für Sie eine Aufgabe. Warum rufen Sie nicht einfach einmal Ihre Gemeindeschwester an?«

(Vorlesezeit 4 Minuten)

Margret Schneider



Dann feierten sie mit den rumänischen Gastarbeitern Weihnachten: Weihnachten – gemeinsam mit Gastarbeitern aus Rumänien



Ein Sack voll Mais

In unserer Stadt wird ein großes Heizwerk für die Universität gebaut. Einer rumänischen Firma ist dieser Auftrag erteilt worden. Auf einem abgelegenen Platz, vom Wald umgeben, sind Baracken aufgeschlagen worden, in denen die Gastarbeiter wohnen.

Als ich durch einen jungen Christen, der auf einem Spaziergang die Rumänen auf dem Universitätsgelände entdeckt hat, davon erfahre, brennt es mir auf den Nägeln, diese Männer zu besuchen. Ich stamme selbst aus Rumänien und habe in meiner Kindheit besser rumänisch als deutsch gesprochen.

Mit einem Auto voll junger Leute aus unserer Gemeinde fahren wir hin und suchen über unwegsames, schlammig-matschiges Gebiet den Weg zu den Unterkünften.

Die ersten Kontakte sind nicht gerade ermutigend, und die Verständigung ist schlecht. Aber trotzdem helfen mir die paar Brocken rumänisch, einen Vorarbeiter ausfindig zu machen, der zugleich Dolmetscher ist und ausgezeichnet deutsch spricht.

Wie gut, wenn man sich mitteilen kann! Von ihm erfahre ich, daß der Kontakt zur deutschen Bevölkerung von der Lagerleitung nicht gern gesehen wird. Trotzdem sitzen wir auf den Eisenbettstellen und reden von dem Land, nach dem sich die Männer hier in der Fremde sehnen.

Aus meiner Erinnerung werden Namen von Städten und Badeorten am Schwarzen Meer lebendig, und voller Spannung erkunde ich, wie es jetzt dort aussieht. Wir sprechen aber auch über ihre Familien, die sie zurückgelassen haben, und ich lasse mir Fotos von ihren Frauen und Kindern zeigen. Auf diese Weise gewinne ich ihr Vertrauen.

Als wir uns wieder auf den Weg machen wollen, frage ich noch, ob sie irgendwelche Wünsche haben. Jetzt wird es in der Schar der Männer lebendig. Sie bitten mich vor allen Dingen, ihnen Medikamente zu besorgen. Der eine braucht eine Salbe für sein Kind, das an Milchschorf leidet, der andere Tabletten für seine herzkrankte Frau und der dritte braucht ein Schmerzmittel. Ich notiere mir alles, und wir versprechen, wiederzukommen.

Bei unserem nächsten Besuch sind wir nicht nur mit Salben, Dragees und Hustensaft ausgerüstet, sondern bringen auch rumänische Traktate und Bibeln mit ins Lager. Sie werden uns förmlich aus den Händen gerissen. Bibeln sind in Rumänien Mangelware und haben einen unschätzbaren Wert. Sie werden sogar auf dem Schwarzen Markt gehandelt.

Uns geht es nur darum, Zugang zu den Herzen dieser Arbeiter zu finden und sie mit Christus vertraut zu machen. Welch eine gute Missionsmöglichkeit liegt vor uns! Das Land ist zwar für Missionare von außen verschlossen, aber nun führt Gott diese Leute ausgerechnet vor die Tore unserer Stadt.

»Mache uns erfinderisch, lieber Herr«, bete ich, »zeige uns Wege auf, wie wir dich diesen Männern verkündigen können, und vor allen Dingen erfülle uns mit

wahrer, herzlicher Liebe, damit wir alles dransetzen, daß sie nicht verlorengehen.«

Unsere Besuche sind schon fast regelmäßig, und die Männer warten schon auf uns. Es bleibt zwar nicht aus, daß einige uns zu verstehen geben, wir seien unerwünschte Besucher, aber wir lassen uns dadurch nicht entmutigen und überhören es einfach, wenn sie aus Protest die Transistorradios bis zur vollen Lautstärke aufdrehen. Dann weichen wir einfach in die nächste Stube aus.

Ein Problem bekümmert die Gastarbeiter besonders. Schon seit Wochen müssen sie auf ihr Nationalgericht ›Mamaliga‹ verzichten. Das ist ein Maisbrei, der mit Fleischsoße, Milch oder Butter übergossen, köstlich schmeckt. Ich weiß zwar, daß es im Reformhaus Maismehl zu kaufen gibt. Aber diese Preise übersteigen unsere Möglichkeit, und mit ein paar Pfund ist den Männern auch nicht gedient.

»Wenn wir doch wenigstens an unserem Nationalfeiertag ›Mamaliga‹ hätten«, erzählen sie uns, »dann könnten wir ein richtiges Fest feiern. Ein Schwein zum Schlachten haben wir schon bestellt. Aber der beste Braten schmeckt nicht, wenn wir kein ›Mamaliga‹ haben.«

Ich überlege hin und her und kann die Rumänen gut verstehen. Als wir einmal im Ausland waren und drei Wochen lang keine Kartoffeln essen konnten, waren wir überglücklich, als wir bei Freunden zu Kartoffelsalat eingeladen wurden.

Plötzlich kommt mir eine Idee. Ich besorge mir bei einem Bauern einen Zentner Mais und lasse ihn auf einer Schrotmühle sehr fein mahlen. Als wir dann in den Baracken mit dem Maismehl erscheinen, ist der Jubel groß. Dem Fest steht nichts mehr im Wege, und zum Dank bringen mir zwei Arbeiter eine Schüssel Schweinesülze mit ›Mamaliga‹.

Der Mais hat uns die Türen zu den Gastarbeitern weit

aufgetan. Als wir zum bevorstehenden Weihnachtsfest die Rumänen in unsere Gemeinde einladen, stoßen wir kaum auf Widerstand. Die letzten Vorbehalte gegenüber uns Deutschen hat der Sack voll Mais ausgeräumt.

Mit mehreren Autos fahren wir am Heiligabend zu den Baracken und holen unsere Gäste ab. Noch etwas unsicher betreten sie den geschmückten Saal. Als aber aus einer Stereoanlage heimatliche Klänge ertönen – wir haben uns rumänische Schallplatten besorgt –, tauen die Männer auf.

Wir bewirten sie festlich, singen im Schein der Kerzen rumänische Lieder und hören eine Predigt in ihrer Heimatsprache, die uns ein rumänischer Pastor, der schon seit Jahren in Deutschland lebt, ausgearbeitet hat. Sie wird von einem jungen Lehrer vorgelesen, der aus Liebe zu Christus diese Sprache erlernt hat, um den Rumänen Gottes Wort zu verkündigen.

Die Gastarbeiter werden unter der Ansprache offen für Gott. Einige wagen sogar, sich zu Christus zu bekennen. Sie treten vor das Podium und singen die Weihnachtsgeschichte in ihrer Landessprache. Wir stehen unter dem Eindruck, daß Gottes Geist weiten Raum hat. Es herrscht eine Atmosphäre, in der man beten kann.

Gegen Ende der Veranstaltung verteilen wir christliche Kalender und vor allen Dingen Bibeln. Bevor wir die Gastarbeiter wieder in ihre Baracken zurückfahren, versprechen wir ihnen, Fortsetzung zu machen und ihnen in ihren Unterkünften das Wort Gottes zu bringen. Mit einem fröhlichen »Lare videri« verabschieden wir unsere Gäste.

Ich aber kann Gott nur danken, daß er uns über einen Sack voll Mais das Vertrauen dieser Männer erschlossen hat.

(Vorlesezeit 10 Minuten)

Lotte Bormuth

Stichwort-Register

Die einzelnen Beiträge sind mehrfach aufgenommen, um ihre Zuordnung (als Illustration oder Vorlesestoff) zu verschiedenen Themen zu erleichtern.

| | |
|------------------------------|---|
| Ärger | 37 |
| Afrika | 19, 22, 69, 147 |
| Allgegenwart Gottes | 20 |
| Arbeit und Stille | 57 |
| Asien | 9 |
| Australien | 15 |
| Bekehrung | →Hinwendung zu Christus |
| Beruf | 35, 45, 51, 53, 55 |
| Beten | 22,47,51,71,79,99,107,125 |
| Bewahrung | 96 |
| Chef-Probleme | 45 |
| China | 9 |
| Ehe | 83, 88, 110 |
| Einfach leben | 27 |
| Evangelisation | 31, 134 |
| Evangelistischer Alltag | →Missionarischer Alltag |
| Familie | 23, 27, 90 |
| Fehler zugeben | 53 |
| Fliegen | 42 |
| Frauen im Alltag | 15, 37, 57, 61, 63, 65, 69, 134, 152 |
| Fürsorge Gottes | 69 |
| Gastarbeiter | 154 |
| Gemeinde | 15 |
| Glaube/Vertrauen | 42, 63, 67, 69, 71, 72, 76 |
| Gespräch über den Glauben | 122, 128, 134, 149 |
| Heiliger Geist | 76 |
| Hinwendung zu Christus | 19, 27, 55, 120, 142 |

| | |
|------------------------|--|
| Islam | 22 |
| Jähzorn | 88 |
| Kindliches Vertrauen | 93, 96, 99 |
| Kinder-Probleme | 90, 99, 101, 105, 107, 116, 120 |
| Kolonisten | 27 |
| Krankenschwester | 35 |
| Kranksein | 57, 67, 71, 72, 125 |
| Missionarischer Alltag | 40, 53, 114, 122, 134, 137, 140, 147, 149 |
| Muttersein | 90 |
| Nächstenhilfe | 40 |
| Plaketten | 40 |
| Pfingsten | 76 |
| Rehabilitation | 105, 137, 142 |
| Schriftenmission | 9, 140 |
| Sekten | 149 |
| Senioren | 152 |
| Spanien | 31 |
| Strafvollzug | 76, 137 |
| Streit | 65 |
| Südamerika | 23, 27 |
| Tod | 79, 128, 130 |
| Trost | 130 |
| Urlaub | 20, 42 |
| Vergebung | 45, 47, 65, 93, 105 |
| Vertrauen | →Glaube/Vertrauen |
| Weihnachten | 23, 154 |

Lieferbare TELOS-Taschenbücher

- 156 Helene Luginsland
Draußen vor dem Osttor
- 157 Müller/Erdlenbruch
Mission. Gemeindegarbeit
- 158 Armin Mauerhofer
Die vollkomm. Erlösung
Jesu Christi
- 159 Hugh Steven
Manuel
- 160 Festo Kivengere
Jesu Gnade genügt
- 162 J. Oswald Sanders
Machtvoller Glaube
- 163 Richard Kriese
Dein Leid ist nicht sinnlos
- 164 Daniel Schäfer
Vom segnenden Leid
- 167 Elli Kühne
Gott ruft Menschen
- 169 Karl Kalmbach
Ein Urwaldsdorf
- 170 Michael Griffiths
Alles oder nichts
- 171 Thomas Bearth
Glaube u. Rationalismus
- 173 Werner Krause
Licht in meine Dunkelheit
- 174 Eva v. Tiele-Winckler
V. wahren Sinn d. Lebens
- 175 Paul Senf
Handaufleg. u. Heilung
- 176 Wolfgang Dyck
Vom Knast zur Kanzel
- 177 Bruno Neumann
Die Zahl 666
- 178 Elisabeth Schopff
Er ist's, der dir Kräfte gibt
- 183 Marie Hüsing
... wohl aber vertiefen
- 184 Heinrich Kemner
Es gibt nichts Schöneres
- 185 Heinrich Glesen
Sei fünf Minuten still
- 187 Rudolph u. Julie Buss
Zwanzig Jahre in China
- 188 John Stott
Die Autorität der Bibel
- 189 Alfred Gajan
Und einer geht mit mir
- 190 A. E. Wilder Smith
D. Erschaffung d. Lebens
- 191 Eva v. Tiele-Winckler
Kleine Strahlen von
der Lebenssonne
- 193 Oswald Smith
Glühende Retterliebe
- 194 Kornelia Herrmann
... und Schranken ...
- 195 Ernst Trachsel-Pauli
Geistliche Musik
- 196 Herta-Maria Dannenberg
Es war noch nie so hell
- 197 Anny Wienbruch
Die Tat einer Mutter
- 198 Werner Krause
Danke für Weihnachten
- 199 Hildegard Krug
Mit Jesus durchs Leben
- 201 Wilhelm Steinhilber
Der feuerspeiende Berg
- 202 Horst Zentgraf
Du bist angenommen
- 203 Alfred Bosshardt
Seine Hand führte mich
- 205 L. A. T. Van Dooren
Lebendige Menschen –
brennende Gemeinde!
- 206 Erich Schnepel
Jesus im Römerreich
- 207 Anton Schulte
Ein Stück Himmel
auf Erden
- 209 Eleonore Lilke
... den Inseln die
Frohe Botschaft
- 210 James Rathlef
Ein Mann mit nur
einem Gedanken
- 212 Oskar Föllner
Verbindliches Leben
- 213 Paul Walter Schäfer
Schritte zum Kreuz
- 215 Otto Krause
Unter Muschiken
und Tataren
- 217 Siegfried Schlieter
Absprung ins Morgen-
grauen
- 218 Gordon Bridger
Ein Tag, der die Welt
veränderte
- 219 Michael Green
Die Freiheit wählen
- 220 Horst Zentgraf
So kann es
anders werden
- 221 Wilhelm Busch
Gottes Auserwählte
- 222 Erich Schnepel
Jesus im frühen
Mittelalter
- 223 Alexander W. Karew
Ein Zeugnis von Jesus
Christus in der
Sowjet-Union
- 225 Herta M. Dannenberg
Einer lindert
deine Not
- 227 Wilhelm Busch
Mit Gott auf Du
- 228 Mary Brite
Noch über dem Tal
- 229 Etna Schulz
Kathi
- 230 Eva v. Tiele-Winckler
Briefe zum Lobe Gottes
- 231 Alfred Zeller
Samule Zeller
- 232 Joshua Daniel
John Wesley und die
Erweckung in England
- 233 Karl Heinrich Caspari/
Jörg Erb
Der Schulmeister
und sein Sohn
- 234 Roby Maharaj
Der Tod eines Guru
- 235 E. Peterson
Gemeinde – eine
Einrichtung des
Himmels
- 236 Martin Schacke
Gesetz und Glaube
- 237 Elli Kühne
Wenn man älter wird
- 238 Erich Hitzbleck
Nicht Affe sondern
Gottes Bild
- 240 Daniel Schäfer
Auf dem Friedhof
der Gestrandeten
- 241 Thyra Ferre Bjorn
Der Ruf des Lebens
- 242 Eugenia Price
Mut zum Nachdenken
- 243 Hildegard Krug
Stark sein durch Hoffen
- 245 Fritz May
Lebensmut und
Lebensfreude auch im
Alter
- 246 Bakht Singh
Das Geheimnis einer
erlebten Erweckung
- 248 L. A. T. Van Dooren
Das Leben,
das ich jetzt lebe
- 255 Stuart Harverson
Als Arzt im Orient

Unser Leben setzt sich aus einer Vielzahl kleiner, alltäglicher Situationen zusammen. Es bedarf der »großen Anlage« und der klaren Ausrichtung. Aber gelebt wird es wesentlich im »Detail«: bestimmt von den kleinen Ängsten, Herausforderungen, Ärgerlichkeiten, Möglichkeiten und Freuden eines ganz gewöhnlichen Tages.

»Gott mag Dich« – das darf als Leitsatz über unserem gesamten Leben stehen. Und es gilt zugleich für jede einzelne Situation, für jede Verlegenheit, Herausforderung und Chance, die uns das Leben einräumt: Gott will in den tausend kleinen Dingen unseres Alltags bei uns sein, unser Denken, Reden und Handeln bestimmen.

Die hier gesammelten Erlebnisberichte und Kurzerzählungen schildern, wie Gott Menschen in solchen praktischen Alltagssituationen geholfen hat. Sie machen uns Mut und zeigen den Weg zu gleicher Erfahrung.

Die einzelnen Beiträge sind den zurückliegenden Jahrgängen der Zeitschrift »Neues Leben« entnommen. Die Veröffentlichung in Buchform erfolgt aus Anlaß des 25jährigen Bestehens dieser Zeitschrift.

ISBN 3 87067 133 5